

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die badische Schwarzwaldbahn

Hardmeyer, Jakob

Zürich, [1886]

[urn:nbn:de:bsz:31-244501](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-244501)

ZA

424.

111-113

AM

Nº III.



Nº III. 112. 113.

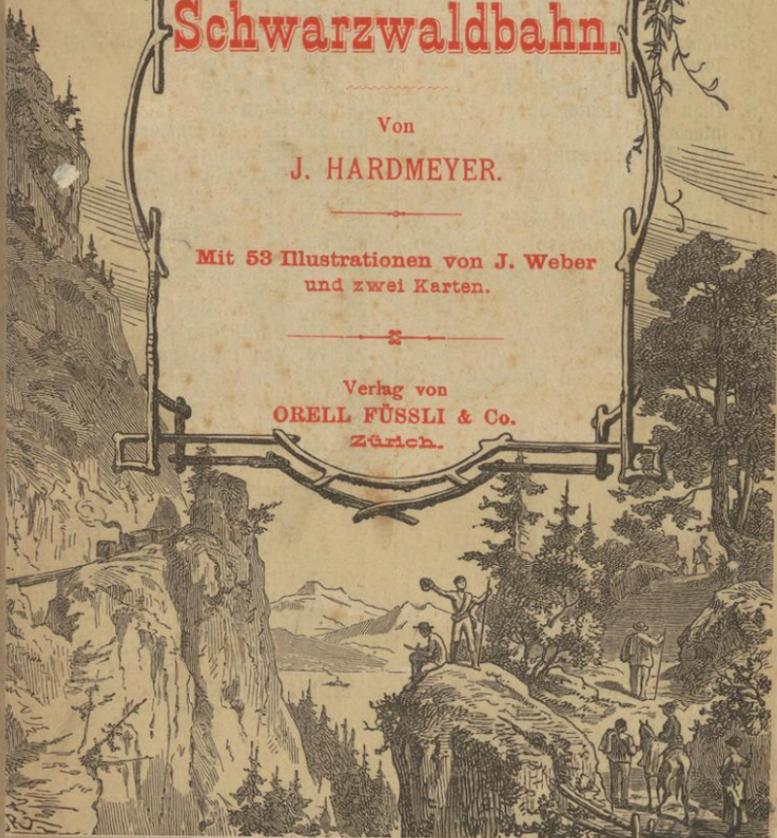
Europäische WANDERBILDER

Die Badische Schwarzwaldbahn.

Von
J. HARDMEYER.

Mit 53 Illustrationen von J. Weber
und zwei Karten.

Verlag von
ORELL FÜSSLI & Co.
Zürich.



Europäische Wanderbilder.

Die Collection der „Europäischen Wanderbilder“ erscheint auch in französischer und englischer Sprache unter dem Titel:

L'Europe illustrée. ||| Illustrated Europe.

==== Jedes Bändchen ist reich illustriert. ====

Die Collection ist in jeder namhaften Buchhandlung des Continents vorrätig.
Erschienen sind:

- | | |
|--------------------------------|---------------------------------------|
| 1. Die Arth-Rigi-Bahn | 40. 41. Chaux-de-Fonds, Locle, |
| 2. Der Uetliberg bei Zürich | Brenets und ihre Umgebungen |
| 3. Montreux | 42. 43. Das vorchristliche Rom |
| 4. Rorschach und Heiden | 44. 45. 46. Ajaccio |
| 5. Wallfahrtsort Einsiedeln | 47. 48. Augsburg |
| 6. Thun und Thunersee | 49. 50. Bonn |
| 7. Interlaken | 51. 52. Der Bürgenstock |
| 8. Das Ober-Engadin | 53. 54. Neuenburg |
| 9. Baden-Baden | 55. 56. Battaglia b. Padua |
| 10. Stadt Zürich | 57. 58. Chur [thaler Bahn |
| 11. Baden in der Schweiz | 59. 60. 61. Die Kärntner-Puster- |
| 12. Nyon am Genfersee | 62. 63. 64. Die Brennerbahn |
| 13. Konstanz und Umgebung | 65. 66. 67. Von der Donau z. Adria |
| 14. Das Tössthal | 68. 69. Graz |
| 15. Thuisis | 70. Jugenheim und Auerbach |
| 16. Luzern | 71. 72. Durch den Arlberg |
| 17. Florenz | 73. 74. Von Paris nach Bern |
| 18. Schaffhausen und Rheinfall | 75. 76. Der Vierwaldstättersee |
| 19. Ragaz-Pfäfers | 77. 78. 79. 80. Konstantinopel |
| 20. 21. Mailand | 81. 82. Von der Furka bis Brig |
| 22. Bad Kreuth | 83. National-Denkmal |
| 23. Die Gruyère | 84. 85. 86. Budapest |
| 24. Bad Reinerz | 87. 88. Heidelberg |
| 25. Eisenerz | 89. 90. 91. Locarno |
| 26. Vevey und Umgebung | 92. 93. Bad Driburg |
| 27. Davos | 94. 95. Brig und der Simplon |
| 28. Pyrmont | 96. 97. 98. Glarnerland u. Walensee |
| 29. Villach | 99. 100. 101. 102. Die Visperthäler |
| 30. 31. 32. Gotthardbahn | 103. 104. Murten |
| 33. Zw. Froburg u. Waldenburg | 105. 106. 107. Löttschen u. Leukerbad |
| 34. 35. Görbersdorf | 108. 109. 110. Turtman u. Eifisch |
| 36. Die Vitznau-Rigibahn | 111. 112. 113. Die badische Schwarz- |
| 37. Freiburg i/Breisgau | waldbahn |
| 38. 39. Bad Krankenheil-Tölz | |

Zur Ausgabe kommen demnächst:

Mont-Cenis — Bad Martigny in den Vogesen — Lugano —
Von Sitten nach Martinach — Sitten und Eringenthal — Martinach und seine
Alpenstrassen — Vom Rhonethal nach Chamonix — Chamonix —
Von Martinach zum Genfersee.

861601a

er.

erscheint auch

ope.

nts vorrätig.

ds, Lacle,
ngebungen
iche Rom

k

dua
thaler Bahn
tner-Puster-
rbahn
nau z. Adria

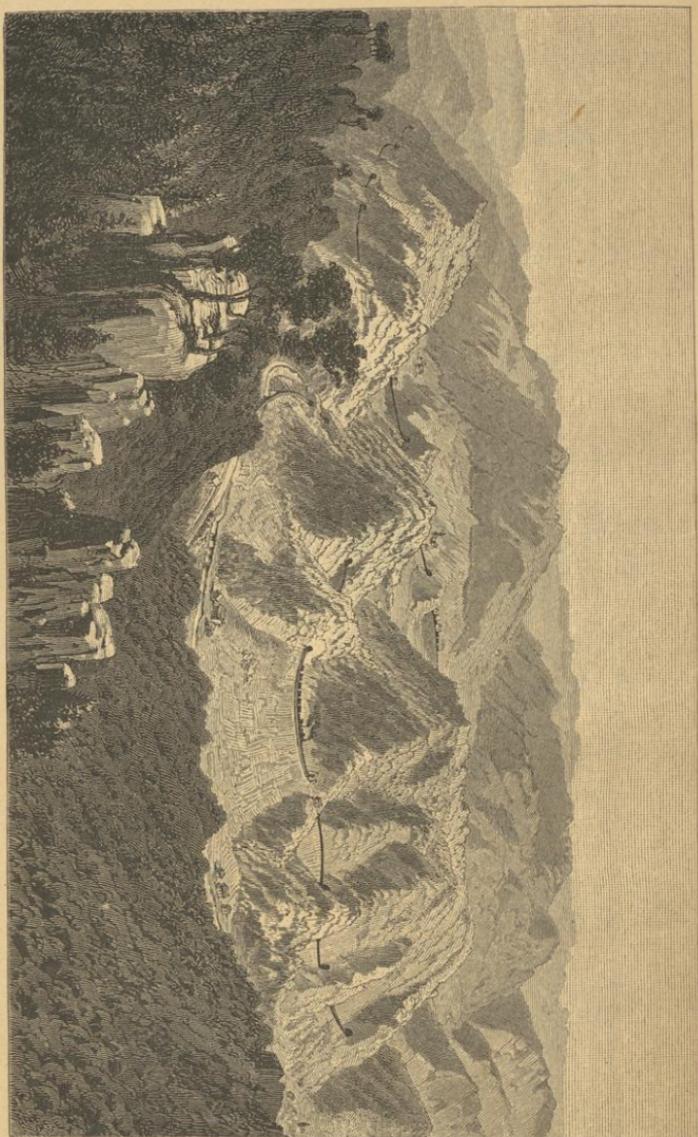
rbach
oerg
h Bern
tättersee
antinopel
a bis Brig

Simplon
d u. Walensee
ie Visperthaler

n u. Leukerbad
man u. Eifisch
ische Schwarz-

ano —
mach und seine
amonix —





Die Bahn unterhalb Triberg.

Die Badische Schwarzwaldbahn.

Von

J. HARDMEYER. [⁺Deny]

Mit 53 Illustrationen von J. Weber
und einer Karte.



ZÜRICH

Verlag, Druck und Illustration von ORELL FÜSSLI & Co.

[1886]

Tv

ZA 424, 111-113

Inhalt.

	Seite
Einleitung	3
Die Bahn und ihre Anlage	6
Offenburg-Hausach	9
Hausach-Triberg	21
Triberg-Villingen	40
Villingen-Immendingen	66
Immendingen-Singen	79



20



W
aus, la
theils
welche
ragend
Ferne
halb d
und la
werde
Wass
ziehen
untern
V
Thaler
und B
und m
meerw
U
des nur
gewahr
ändern
ebene



Einleitung.

Seite
... 3
... 6
... 9
... 21
... 40
... 66
... 79

Wer von einem erhabenen Standpunkte der oberrheinischen Ebene, etwa von der Plattform des Strassburger Münsters aus, landaufwärts schaut, erblickt links hinaus ein Gewirr von theils langgestreckten, theils kuppenartig gerundeten Höhen, welche, mannigfach in einander geschoben und einander überragend, mit ihrem dunkeln Tannengrün sich scharf vom Blau der Ferne abheben. Es ist der **Schwarzwald**, der gleich oberhalb der schönen Hauptstadt des badischen Landes in Hügeln und langen Halden emporsteigt und, breiter und immer breiter werdend, hinaufreicht bis da, wo aus den Donauquellen die Wasser auf langsam sich senkender Hochebene nach Osten ziehen und einige kleinere Rinnsale ihren Weg nach dem untern Becken des Bodensees suchen.

Von Strecke zu Strecke münden aus dem Schwarzwald Thäler in die Rheinebene aus, denen lustigen Laufes Flüsse und Bäche entströmen, um sich mit dem Rheine zu vereinigen und mit ihm die gesegneten und ruhmreichen Lande hinab meerwärts zu eilen.

Ueber die Giebel der alten Stadt hin, in der Richtung des nur wenige Stunden von Strassburg entfernten Offenburg, gewahrt das Auge eine Thalöffnung, die weiter ist als die andern, so weit, dass man sie als eine Ausbuchtung der Rheinebene ansehen möchte, welche sich ins Gebirge hineindrängt

und die Höhen auseinander schiebt. Diese Thalöffnung, sowie der von ihr ausgehende Verlauf der in der Ferne sich erhebenden Berge, lassen uns ahnen, dass dort ein Thal sich aufwärts erstreckt, das die andern Seitenthäler an Ausdehnung übertrifft und das wohl tiefer als sie, mit Entschiedenheit in den Schwarzwald eingreift. Es ist das *Kinzigthal*.

Der Hauptschienenweg des Grossherzogthums Baden, der den westlichen Abhängen des Schwarzwaldes entlang nach Basel hinaufzieht, dort östliche Richtung annimmt und dem Bodensee zustrebt, sendet schon unterhalb Offenburg Seitenstränge in den Schwarzwald hinein, als wollte er ihn durchbrechen, um uns auf den Flügeln des Dampfes hinüberzuführen in das Gebiet des Neckars und der Donau; allein es bleibt bei blossen Versuchen: die Stränge reichen nur bis Gernsbach, Baden und Oppenau; weiter hinein stört der Pfiff der Lokomotive die idyllische Ruhe der Schwarzwaldthäler nicht. Bei Offenburg aber nimmt eine seitliche Bahnabzweigung einen gar kräftigen Anlauf, sie rückt vor bis Hausach, wo das Thal sich gabelt, um rechts hinaus gegen das Quellgebiet der Donau vorzudringen. Bei Hornberg aber stellt sich ihr das Gebirg so fest und wuchtig entgegen, dass sie entweder den Kampf mit ihm wagen, oder aber stehen bleiben muss. Muthig nimmt sie den Kampf auf, greift wacker an, sie dreht und wendet sich und späht des Feindes Blössen alle aus, um ihm beizukommen. Sie zwingt ihn glücklich darnieder, und mit langem, schrillum Pfiff ihn höhrend, tritt sie bei der Wasserscheide der Sommerau ins Hochthal der Donauquellen ein. Muntern Laufes eilt sie die Baar hinunter an Villingen und Donaueschingen vorbei, und siegesbewusst nach ihrem wohlbestandenen Streite mit dem klotzigen Schwarzwald, rennt sie den sich ihr entgegenstellenden schwächtigen Jura an. Sie bewältigt ihn mit einem einmaligen kräftigen Stosse und zieht dann ungehindert vorwärts, durch den freundlichen Hegau und weiter zum blauen Bodensee, auf welchen stolz die Alpen niederschauen.

Dieser Schienenweg, die viel bewunderte **badische Schwarzwaldbahn**, kürzt die Reise von Offenburg nach Kon-

stanz in sehr erheblichem Masse ab. Er bildet annähernd die Basis eines gleichseitigen Dreiecks, dessen Spitze bei Basel liegt.

Es ist der Zweck unsers Büchlein, den Wanderer, der diese Bahn befährt, zu begleiten, ihn aufmerksam zu machen auf das Schöne, das die Fahrt ihm bietet, ihn zu orientiren und ihm im Bilde die hübschesten Punkte, die bemerkenswerthesten Ortschaften zu zeigen, an denen ihn der Zug nur allzusehnell vorüberführt. Dabei wird ihm allerlei erzählt werden über Land und Leute und ihre Geschicke in vergangenen Tagen. Auf diese Weise mag ihm, wenn er vor der Reise das Büchlein durchgeht, die Gegend nicht ganz fremd vorkommen, und, nach Hause zurückgekehrt, wird er gerne darin blättern und sich dabei im Geiste wieder hinversetzt fühlen in die freundlichen Thäler zwischen den tannengewachsenen Bergen, an die steilen, tunneldurchbrochenen Hänge, an die junge Donau, die sich durch Wiesengründe schlängelt, und an die verfallenen Ritterburgen auf den Felskegeln, welche, poesieumwoben, schroff aus der korngelben Ebene des Hegaus emporragen und uns vom Heldenthum, sowie auch vom Uebermuth dahingegangener Geschlechter erzählen.

Erschöpfend und detaillirt genau zu sein, darauf macht dieses Wanderbild keinen Anspruch; auch kommt es uns von Ferne nicht in den Sinn, das, was in vortrefflicher Weise von Andern in genauer Ausführlichkeit geschrieben wurde, auf die Seite schieben zu wollen.

Die Letztern sind dem Botaniker zu vergleichen, der die Gefilde nach allen Richtungen durchstreift, alle Winkel des Gebirges nach Pflanzen durchstöbert, der vergleicht und sichtet und nicht ruht, bis er alle Kinder Florens gesammelt hat, um sie uns in werthvoller Detailbeschreibung vorzuführen; der Künstler dieses Wanderbildes und ich hingegen, wir ziehen leicht geschürzt die Strasse dahin und pflücken auf Gerathewohl hier eine Blume am Bache, dort einen grünenden Zweig am Saume des Waldes, wir flechten Gras und Rispen und auch etwa welke Blätter ein, um dem freundlichen Leser auf seiner Fahrt einen Strauss zu bieten, von dem wir wünschen,

dass er ihm ein Weilchen Freude mache, eine ähnliche Freude, wie wir sie empfanden, als wir denselben auf unserer frohen Schwarzwaldfahrt für ihn sammelten.

Die Bahn und ihre Anlage.

Auf einer Strecke von 33,2 Kilometern führt diese Bahn der Kinzig entlang durch ein freundliches, breites Thal dahin von Offenburg bis Hausach. Die Stationen dieses Theilstückes sind: *Offenburg, Ortenberg, Gengenbach, Schönberg, Biberach-Zell, Steinach, Haslach und Hausach*. Von Offenburg an sich auf dem rechten Ufer der Kinzig haltend, überbrückt die Bahn diesen Fluss unweit der Station Steinach, von wo an sie dem linken Ufer folgt.

Diese Strecke ist eine Thalbahn, welche die Steigung von 1 : 163 nicht überschreitet. — Sie ist den 2. Juli 1866 eröffnet worden, und ihre Baukosten beliefen sich auf circa 5,140,000 Mark.

Bei Hausach verlässt die Bahn das Kinzigthal und lenkt in südöstlicher Richtung in das Thal der Gutach ein, des Bergwassers, das hinter Triberg auf den Höhen entspringt, an deren östlicher Abdachung die obersten Quellbäche der Donau ihren Ursprung haben. Die Bahnstrecke Hausach-Villingen (Länge 52,7 km) ist eine Bergbahn von kunstreichster Anlage. Ihre Stationen sind: *Gutach, Hornberg, Niedervasser, Triberg, Nussbach, Sommerau, St. Georgen, Peterzell-Königsfeld, Kirnach, Villingen*.

Die Höhenunterschiede und die Steigungsverhältnisse zwischen Hausach und Sommerau sind folgende:

	Maximalsteigung	Entfernung in km	Höhenunterschied in m
Hausach-Hornberg	1 : 50	9,4	143,0
Hornberg-Triberg	1 : 50	13,4	231,8
Triberg-Sommerau	1 : 53	12,6	215,9

Bei der Station Sommerau, der ersten im Wassergebiete der Donau, erreicht die Bahn ihren höchsten Punkt: 832,0 m über Meer, 673,0 m über Offenburg, 434 m über dem Bodensee.

Dem Laufe der Brigach folgend, gelangt die Bahn nach Villingen. Entfernung 17,3 km, Höhenunterschied 127,7 m, Maximalgefälle 1 : 81.

Zwischen Hausach und Villingen beträgt die Länge der horizontalen Strecken nur 5931 m, die der im Steigen, resp. Fallen liegenden 46,834 m.

In rascher Abwechslung folgen sich 38 Tunnels, einer unmittelbar vor der Station Hornberg, die übrigen 37 zwischen Hornberg und Sommerau. Die Gesamtlänge der Tunnels beträgt 9417,0 m, von denen 8574,83 m ausgewölbt sind. Der die First der Wasserscheide durchbrechende Som-

merautunnel, der längste, misst 1697,0 m, der kürzeste, der dritte Glas-trägerunnel, 14,0 m.

Die Kosten der Strecke Hornberg-Villingen bezifferten sich auf unge-fähr 24 Millionen Mark, wovon 12,343,000 Mark auf die Tunnels fallen.

Die Strecke Villingen-Singen misst 63,3 km und erforderte einen Kostenaufwand von 12,283,000 Mark. Im Vergleich zum Mittelstücke der Bahn bot ihre Erstellung bedeutend geringere Schwierigkeiten. Immerhin machte, während man zwischen Hornberg und Villingen meistens mit ent-gegenstehenden festen Massen zu kämpfen hatte, zwischen Donaueschingen und Immendingen der Bauleitung das Wasser viel zu schaffen. In der Donauniederung des sogenannten Riedes, unterhalb Donaueschingen, waren zahlreiche Wasserdurchlässe zu erstellen, und auf der darauf fol-genden Strecke musste an mehreren Orten der Donau ein neues Bett ange-wiesen werden. Die Donauverlegung bei Pfohren misst 240 m. Bei Immen-dingen geht die Bahn auf das rechte Donauufer über, nachdem sie einen Zweig gegen Möhringen, Tuttlingen und Rottweil abgesandt hat. Den das Donauthal vom Bodenseegebiet scheidenden Jura, der hier aus zerklüftetem, wie Mauerwerk aussehendem Gestein besteht, durchbricht die Bahn, vor Station Hattingen mit einem Tunnel von 180 m und nachdem sie diese Station verlassen hat, mit einem solchen von 900 m Länge. Bis zur Station Thalmühle waren bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden. Gegen Engen nimmt die Bahn wieder den Charakter einer Thalbahn an, und sie gelangt in offenes Gelände.

Die Stationen ab Villingen in der Richtung gegen Singen sind folgende: *Marbach, Klengen, Grüningen, Donaueschingen, Pfohren, Neidingen, Gut-madingen, Geisingen, Hintschingen, Immendingen, Hattingen, Thalmühle, Engen, Welschingen, Mühlhausen, Hohenkrühen und Singen.*

Während die Steigung von Immendingen bis Hattingen 1 : 84 beträgt, fällt die Bahn gegen Engen im Verhältniss von 1 : 60.

Ohne weitere Schwierigkeiten geht's den Hegau hin nach Singen, dem Endpunkte der Schwarzwaldbahn, wo sie sich mit der Rheinthalbahn, die sie bei Offenburg verlassen hat, wieder vereinigt. Länge von Offenburg bis Singen 149,2 km.

Die meisten Hochbauten längs der Linie sind wahre Muster von Zier-lichkeit und glücklicher Anpassung an den Baustyl der Gegend; es wurde neben der Zweckmässigkeit für den Betrieb manchenorts bei Anlage von Stationsgebäuden und Wärterhäuschen auch der malerische Effekt berück-sichtigt, so dass der Reisende durch sie auf's Angenehmste überrascht wird. Das Mauerwerk bei Viadukten und Einschnitten ist von grösster Solidität und man war bestrebt, den Bauten, wo es irgend statthaft war, einen monumentalen Charakter zu geben.

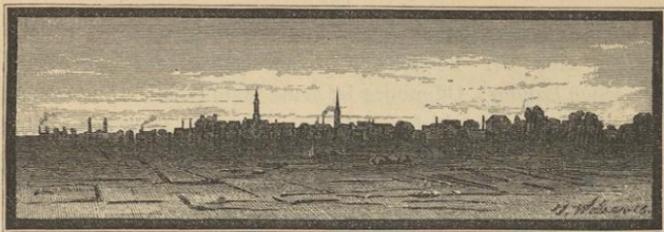
Die Beschaffenheit der Bahn ist so, dass man wännen möchte, sie sei erst gestern eröffnet worden, so genau wird bis in's kleinste Detail hinein für Instandhaltung gesorgt. Dazu kommt ein Betrieb, der ein ausgezeich-

neter genannt werden muss. So hat denn der Tourist bei der äusserst interessanten Fahrt das Gefühl vollkommener Sicherheit auch da, wo die Bahn waghalsig am Rande grausiger Abstürze dahinführt oder tiefe Schluchten überbrückt.

Die badische Schwarzwaldbahn ist eine Musterbahn, welche dem Lande, das sie erstellt, zu hoher Ehre, dem Manne aber, dessen Genie sie ausgedacht, und dessen Geschicklichkeit sie ausgeführt hat, zu unvergänglichem Ruhme gereicht. Es ist dies der grossherzogliche Baudirektor **Robert Gerwig**, ein Mann, hervorragend durch reiches Wissen und gleich ausgezeichnet durch schöpferische Kraft des Geistes, wie durch treue Hingabe an seinen Beruf. Geboren 1820 in Karlsruhe, ist er nach Absolvirung gründlicher Studien 1841 in den öffentlichen Dienst getreten. 1853 ward er zum Baurath und 1871 zum Baudirektor ernannt. In seine besten Mannesjahre fiel die rasche Entwicklung des badischen Eisenbahnnetzes, dessen technisch schwierigster Theil — die Schwarzwaldbahn — an ihm den Meister gefunden hat. Dankbar bewahrt darum besonders der Schwarzwald, der durch ihn erst eigentlich erschlossen worden ist, und dessen Ueberschienung ihm nicht nur als technische Aufgabe gestellt, sondern zur wahren Herzessache geworden war, Gerwig für alle Zeiten ein gesegnetes Andenken. — Seine hervorragenden Leistungen als Erbauer der Schwarzwaldbahn haben ihm auch die Auszeichnung verschafft, 1872 als bauleitender Ingenieur der Gotthardbahn berufen zu werden. Differenzen mit dem Verwaltungsrathe bestimmten ihn jedoch, vor Vollendung dieses grossartigen Schienenweges, an dessen Projektirung er wesentlichen Antheil genommen, wieder in den badischen Staatsdienst zurückzutreten. Er wurde 1875 zum Vorstand der technischen Abtheilung der Generaldirektion der Grossh. Staatseisenbahnen ernannt, welches Amt er bis zu seinem plötzlichen Hinschiede (6. Dezember 1885) mit Auszeichnung bekleidete.

Von den schwarzwäldischen Aemtern Triberg, Hornberg, Wolfach und Haslach wurde Gerwig wiederholt in die badische Kammer gewählt und in den Reichstag berief 1875 das Vertrauen des aus dem obern Schwarzwald bestehenden II. badischen Wahlkreises. In letzterer Stellung ist seine Autorität als Techniker namentlich in der Kommission für den Bau des Reichstagsgebäudes zur Geltung gekommen. Die letzten Jahre seines Lebens hat er mit der unwandelbaren Liebe, die er allezeit dem Schwarzwald entgegengebracht, seine Thätigkeit besonders der Höllenthalbahn gewidmet. Er wurde mitten aus seiner Arbeit heraus aberufen, schmerzlich betrauert von Allen, die ihm im Leben nahe getreten waren.





Offenburg

Offenburg-Hausach.

In äusserst lieblicher Gegend, bei dem freundlichen *Offenburg*, zweigt sich die Schwarzwaldbahn von der Stammbahn des Grossherzogthums Baden ab. Gegen den Rhein hin und landaufwärts breitet sich die fruchtbare Ebene aus, in welche zahlreiche Ortschaften eingestreut sind. Die nähern derselben treten anmuthig aus dem Grün der sie umgebenden Bäume hervor, während die weiter abliegenden sich uns durch ihre Kirchthurmspitzen und den Rauch verrathen, der über ihren Dächern aufsteigt.

Hier muss gut wohnen sein: üppige Felder weithin, lebendige Wasser überall, und links hinaus, in der Richtung, welche unsere Bahn einschlägt, rebenumkränzte Hügel, Gründe mit grünen Matten und dichtem Obstbaumwuchs und darüber der Tannenwald, der alle Höhen krönt. Und fragen wir nach den Namen der Dörfer, die zu Füssen der Weinberge oder an ihren Hängen liegen, so nennt man uns *Ortenberg*, *Durbach*, *Fesenbach*, *Zell*, Namen, die einen gar lieblichen Klang haben; oft schon haben wir sie gehört, wenn beim fröhlichen Gelage, nach Verabschiedung des anspruchlosen Landweines, Flaschen höhern Ranges eintraten, um des Festes Schluss zu krönen. Hierherum also ist eure Heimat, ihr guten Tröpflein? Sie ist wirklich schön und sei von uns höchlich gepriesen!

Die *Ortenau* heisst das Gebiet am Eingange des Kinzigthales, eine der lieblichsten Landschaften des gesegneten badischen Landes; Offenburg ist seine Hauptstadt. Die Ortenau hat eine reiche Geschichte, reicher jedoch an schweren Zeiten als an Tagen des Glückes, denn die Fruchtbarkeit ihres Bodens machte sie oft zum Gegenstande gewalthätiger Begehrlichkeit, und ihre Lage an einer der Haupteingangspforten Deutschlands zog ihr zu wiederholten Malen die Leiden und den Jammer des Krieges in übervollem Masse zu.

Der Leser verlangt wohl kaum, dass wir ihn einführen in die etymologischen Spitzfindigkeiten über die Entstehung des Namens Ortenau, welche sich sogar zu der abenteuerlichen Behauptung verstiegen, das mittelalterliche „Mortenu“ stamme nicht von den beiden Wörtern „Moor“ und „Au“ her, sondern es heisse „Mordenau“, und sei entstanden in anarchistischen Zeitläufen, in welchen Raub und Mord an der Tagesordnung gewesen; es heisse eigentlich „die Mörderau“, was für eine so schöne Gegend doch ein zu garstiger Name wäre. Doch sollte dem wirklich so sein, was wir nicht glauben, so ist es dem Sprachgebrauch sehr zu danken, dass er das M abgeschoben, die Erinnerung an Mord und Todschatz ausgelöscht und uns den wohlklingenden Namen „die Ortenau“ ohne unangenehmen Beigeschmack auf die Lippe gelegt hat.

Die Geschichte der Ortenau ist eng verwachsen mit derjenigen der alten Reichsstadt Offenburg, welcher wir einige Zeilen widmen wollen.

Ohne Zweifel eine Gründung des städtebauenden Geschlechtes der Zähringer, erlangte Offenburg zur Zeit des Interregnums Reichsfreiheit. Es wurde nach dem Hinschiede Friedrichs II. in die Streitigkeiten wegen der Kaiserwahl verwickelt, verlor seine städtische Unabhängigkeit durch den Bischof von Strassburg, erlangte sie theilweise wieder, gerieth aber, da es stetsfort mit einem Theil der Ortenau von den Kaisern als Pfandobjekt behandelt wurde, das sie in Zeiten der Geldnoth bald an diesen, bald an jenen Herrn versetzten, in eine Lage, welche schlimmer war als förmlicher Unterthanenstand. Die Offenburger hielten aber wacker ihre Scheinfreiheit aufrecht und begaben sich als freie Reichsstadt unter den Schutz des Hauses Oesterreich, nachdem ihnen die Zusicherung gegeben worden war, „dass Offenburg ohne sein Wissen, Willen und Gehelle“ nicht vom Reiche losgetrennt und an Niemanden verpfändet werden solle.

Der österreichische Schutz kam die gute Stadt theuer zu stehen. Das Worthalten war nicht die starke Seite der habsburgischen Politik, und trotz Brief und Siegel Kaiser Maximilians, welche die Offenburger in ihren Händen hatten, verpfändete schon er selbst die Stadt mit ihren Schicksalsgenossinnen Gengenbach und Zell an den Grafen von Fürstenberg. Dieser

schaltete nach seinem Gutdünken, unbekümmert darum, dass ihn die Bürger nur als Vogt des Reiches betrachteten; er zog Zinse, Renten und Steuern ein, gebahrte sich als der Landesherr. Diese sonderbare Reichsfreiheit wurde von Karl V. und Ferdinand I. den Offenburgern bestätigt, die Bestätigungsbriefe waren aber nichts als ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Ferdinand löste die Pfandschaft ein und zog die Stadt mitsammt der Ortenau an das Haus Oesterreich. Die Offenburger hielten ihre Dokumente umsonst empor. Nach Innsbruck oder nach Ensisheim, an die österreichischen Gerichtshöfe, wurden sie verwiesen, um zu ihrem Rechte zu gelangen, der Weg zum Reichskammergericht blieb ihnen verschlossen. Ein volles Jahrhundert hindurch wehrte sich durch fortwährende Protestation die vergewaltigte Stadt um ihre Freiheit. Sie ward ihr nicht zu Theil, und was man ihr davon liess, das waren nur unscheinbare Fetzen vom Ehrenmantel bürgerlicher Freiheit. Da brach der Sturm des dreissigjährigen Krieges herein, welcher Offenburgs und seiner Verbündeten Ruf nach ihrem Rechte vollends übertönte und unsägliches Elend über die schöne Landschaft brachte. Abwechselnd war Offenburg im Besitz der Schweden und der Kaiserlichen. Eine Belagerung nach der andern hatte die Stadt auszuhalten, so fünf durch Bernhard von Weimar. Elend und Hungersnoth herrschten in der ausgesogenen Ortenau, und nur langsam erholte sich das Land, als im letzten Viertel des XVII. Jahrhunderts durch die Kriegszüge Ludwigs XIV. von Frankreich nach den deutschen Landen neuer Jammer hereinbrach. Der Marschall Créqui belagerte die Stadt im Jahr 1678 und im Jahr 1689 wurde sie nach hartnäckiger Gegenwehr eingenommen, ausgeraubt, in Asche gelegt. Neue Drangsale hatte Offenburg zu erdulden während der Kriege des XVIII. Jahrhunderts, wo Kontributionen und verheerende Durchmärsche das Land belästigten. Erst mit dem Lüneviller Frieden fuhr Offenburg in einen sichern Hafen ein: es fiel dem Hause Baden zu, unter dem es gedeiht und sich freudig entwickelt. Wir schliessen diesen geschichtlichen Umriss mit den Worten Dr. Josef Baders im I. Jahrgang seiner „Badenia“:

„Sechshundert Jahre hatte Offenburg als Reichsstadt bestanden, von dem Ausgange des Hauses Zähringen bis zur Auflösung des Reichsverbandes. Seine Lage war vortrefflich an der grossen Rheinstrasse von Basel nach Frankfurt, zwischen dem Schwarzwald und Elsass, mitten in einem fruchtbaren und wohlbevölkerten Reichsländchen. Es konnte glücklich heranwachsen, gross und reich werden, wie Strassburg, seine Nachbarin; aber die frühen Pfandschaften haben seinen Flor schon im Keime getödtet und die österreichische Schutzherrschaft ihm alle freie Luft geraubt und alles bessere Gedeihen unmöglich gemacht. Es ist empörend, zu lesen, welchen Ton die österreichischen Landvögte und ihre Beamten oft gegen die Stadt annahmen, doppelt empörend, da Offenburg in billiger und bescheidener Weise nur sein uraltes Recht behauptete, jene aber meist völlig unpatriotisch, feil und knechtisch auf eine Regierung pochten, deren Geist

gleich einem vergiftenden Hauche alles Freiheitsleben anfrass und verkümmerte. Es mochte der Stadt nahe gehen, als sie in Folge des Lüneviller Friedens dem Hause Baden zufiel. Mit schmerzlicher Ergebung in die Nothwendigkeit der Zeitumstände entsagte sie dem Schatten ihrer so viele Jahrhunderte lang mühsam bewachten und vertheidigten Reichsfreiheit. Diese Pietät für die von biedern und ehrenfesten Vätern ererbten Verhältnisse einer geliebten Heimat war schön und lobenswerth, aber gewisslich muss Offenburg sich zu einer Veränderung Glück wünschen, welche es einem konstitutionellen, materiell und intellektuell freudig aufblühenden Staat zutheilte, wo ihm in höchst freisinniger Gemeindeverfassung der Impuls zu einer neuen kräftigen Entwicklung gegeben ist. Der Offenburger erinnere sich also immerhin mit frommem Vergnügen der reichsfreien Zeit seiner Heimat, aber er freue sich nichtsdestoweniger auch seines neuen Vaterlandes, und sei ein ebenso guter Badener, als er ehemals ein eifriger Reichsstädter war.“

Offenburg macht auf den Besucher einen gar freundlichen Eindruck. Vom Bahnhofe erstreckt sich bis zu den städtischen Gassen eine schattige Allee, hinter deren Bäumen sich ein hübsches Haus an das andere reiht.

Die Stadt nenne sich, so sagen Geschichtskundige, nach einem englischen Prinzen, Offo, der seine Heimat verlassen habe, um den alemannischen Heiden das Evangelium zu verkündigen, ein heutzutage von Prinzen nur wenig gepflegtes Gebiet. Dem mag so sein; doch passt für die Gegenwart eher die Auslegung des Namens, wie sie sich beinahe von selbst gibt. Offenburg ist nicht hinter Mauern und Thürmen verborgen, es gewährt, eine offene Stadt, freien und ungehinderten Zutritt und ihm steht die ungehemmte Entwicklung ringsherum offen. Es ist ein lustiger, gemüthlicher Ort, dem es weder an Gewerbefleiß noch an wissenschaftlichem Streben gebricht. Fremde, die einen angenehmen, nicht zu geräuschvollen Aufenthaltsort lieben, lassen sich gerne in Offenburg nieder. Sie fühlen sich heimisch in einer so profern Stadt, in der darin herrschenden Geselligkeit, inmitten einer nicht auszusparzierenden, an schönen Punkten so reichen Umgebung.

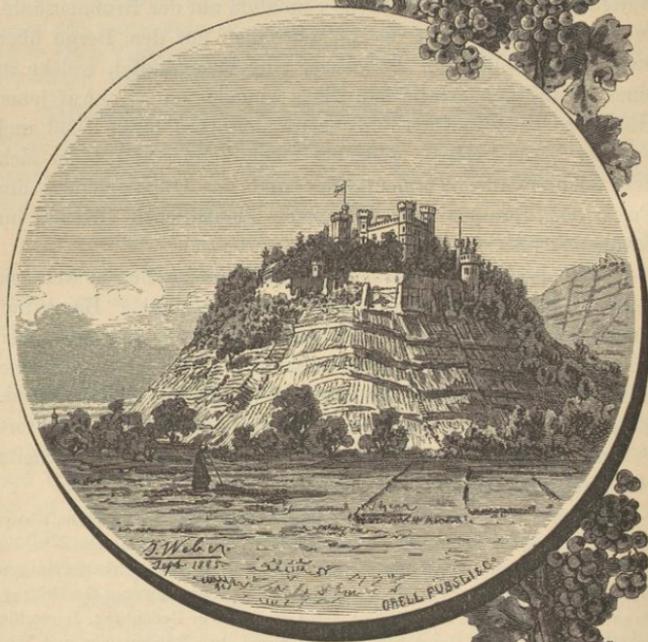
Die Reisehandbücher machen uns aufmerksam auf die in gothischem Style gehaltene evangelische und die im Rococostyle erbaute katholische Kirche. Sie weisen auch hin auf

das Standbild des Kartoffelheros Francis Drake, das von dem strassburgischen Bildhauer Friedrich der Stadt geschenkt wurde. Eine Kartoffelstaude in der Hand eines Heldenbildes sieht zwar etwas prosaisch aus; allein verdient sie, die Ernährerin der Völker, eine Glorifikation nicht mit grösserem Rechte, als das Schwert, das die Menschen frisst? — Am Eingang der städtischen Anlage steht ein anderes Denkmal, dasjenige des berühmten Naturforschers Lorenz Oken, geb. 1770 im nahen Dorfe Bohlsbach, gestorben 1851 als Professor der Universität Zürich. Wie hier das hübsche Standbild auf der Brunnsäule, so erinnert er ihn auf der „Okenshöhe“ auf dem Berge über dem Dorfe Meilen am Zürichsee, eine Gedenktafel, welche in einen gewaltigen erratischen Block eingelassen ist. Auf jener Höhe, die er auf seinen Forscherwanderungen durch Wald und Feld so gerne bestieg, gedachte Oken beim Anblick des sich dort ausbreitenden Tannenwaldes und des Hügelgeländes am Fusse der Voralpen wohl oft seiner heimatlichen Ortenau im schönen Thale des Rheins.

Aus der offenen Rheinebene führt uns der Zug in wenigen Minuten den Hügeln zu, und es fällt uns linker Hand auf aussichtreicher, das Thal beherrschender Höhe ein stattlicher Schlossbau in die Augen, reich gethürmt und mittelalterliche Bauart mit modernem Schmuck und Wohlbehagen vereinigend. Es ist das Schloss **Ortenberg**, die ehemalige Burg der kaiserlichen Landvögte der Ortenau, heute der sommerliche Lustsitz einer reichen Strassburger Familie.

Mit der Landschaft Ortenau, deren fester Platz und Herrschaftshaus es war, theilte das Schloss das Schicksal, als Pfand aus einer Hand in die andere zu wandern. Es gehörte in früherer Zeit zu den stärksten Burgen des Landes, verlor aber bei der Vervollkommnung des schweren Geschützes, da es vom nahen Berge überhöht ist, seine kriegerische Bedeutung. Immerhin behielt die jeweilige Herrschaft des Schlosses ihre Rüstkammer und ihre kleine Besatzung bei, und auf ein gegebenes Zeichen hatte die wehrhafte Mannschaft der umliegenden Dörfer in Zeiten der Gefahr zum Schutze der Burg herbeizueilen. Der Schlossbrunnen war an die 50 Klafter tief; allein trotz dieser Tiefe liess er die Burgleute doch manchmal im Stich. Dann musste das nahe Gengenbach aushelfen, dem von Alters her die Pflicht oblag, vier Esel zu halten, um Wasser auf die Burg zu schaffen. Bemerkenswerth

ist für die Zeit, in welcher das bezügliche Urbar abgefasst wurde, in der die Misshandlung und Ausbeutung der Menschen eine selbstverständliche Sache war, die Sorgfalt, mit welcher der Feudalherr sich der Gengenbacher Saumthiere annahm; der Eselknecht musste mit feierlichem Eide beschwören, „die Esel nicht ungebührlich zu schlagen, zu stossen, noch sonst zu verwahren, sondern allweg zu halten, wie von Alters herkommen.“



Schloss Ortenberg.

Der Ortenberg hatte die Stürme des dreissigjährigen Krieges überlebt; allein der französische Krieg gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts brachte ihm den Untergang. Nachdem er von den Franzosen besetzt worden war und Marschall

Créqui sich bald hernach zum Rückzuge über den Rhein veranlasst sah, liess er das Schloss in Brand stecken und einen Theil davon in die Luft sprengen. Die Versuche für Wiederherstellung scheiterten am Kostenpunkt. Einige Thürme nur wurden zu Gefängnissen eingerichtet, doch der Verfall nahm überhand, die Gefangenen wurden im Dorfe am Fuss des Schlossberges untergebracht, und eine lange Reihe von Jahren schaute das Schloss als düstere Ruine ins Land hinaus. Im Jahre 1836 erwarb Herr von Berkheim den Ortenberg und liess durch den badischen Architekten Eisenlohr die prachtvolle Schlossbaute erstellen, eine idealisirte Ritterburg, die stolz zu Thale schaut.

Als ob uns das Mittelalter nicht verlassen wolle, zeigen sich uns bald die Thürme des alten Reichsstädtchens **Gengenbach**, am Fusse weitgedehnter Rebhügel liegend. Mauern und Thore gemahnen an die alte, engumschränkte Bürgerherrlichkeit; leider war aber diese nur eine scheinbare, denn auf der Stadt lag wie ein Alp der österreichische sogenannte Schutz und bereitete der Bürgerschaft das nämliche Schicksal wie der mit ihr verbündeten Stadt Offenburg.

An geistlichem Troste fehlte es in all den Nöthen kriegerischer Zeitläufe, die ihnen arg zusetzten, den Bürgern nicht.

Ihre Stadtmauer umschloss nämlich das alte Benediktiner-Reichsstift Gengenbach, dem eigentlich das Städtchen entsprossen war. Die im Barockstyl aufgeführten Gebäulichkeiten des Klosters nehmen den östlichen Theil des städtischen Territoriums ein, und der hübsche Thurm der Stiftskirche ist eine Zierde der Gegend. Zur Zeit der Reformation waren Stadt und Kloster auf dem Punkte, zur neuen Religion überzutreten; allein verschiedene Umstände traten hindernd in den Weg, und das Stift bestand weiter bis 1807, in welchem Jahre es mit den übrigen Klöstern Badens säkularisirt wurde.

Es scheint in den letzten Jahrzehnden vor der Auflösung die edle Musik von den Gengenbachischen Mönchen mit Eifer gepflegt worden zu sein; denn es wird uns berichtet, dass „etliche Konventualen sich in der Tonkunst ziemlich hervorthaten. Pater Martin, erster Violinist, ein satter, geübter Chorgeiger, ist auch zugleich ein artiger Orgelspieler und Komponist von kleinen Stücken mit vieler Anmuth. Und so ist es auch der dortige Pater Joseph, welcher Orgel und Flügel sehr konzentrisch behandelt; Pater Bartholome ist ein saftiger Contrabassist; Pater Peter, Second Violinist, fest im Takt und von schönem Bogenstrich; Pater Philipp

im den Unter-
und Marschall

ein nicht ganz nur mittelmässiger Organist; Pater Andreas ein Tenorist mit nicht geringer Lieblichkeit, die Jedem sehr gefällt; Pater Maurus ein zeitmassfester und dickstimmiger Bassist; P. Nepomuk ein Solo-Klarinetist von nicht gemeinem Schrot und Korn, streicht auch eine artige Violine und singt keinen rohen Tenor u. s. w. u. s. w.⁴



In Gengenbach.

Brav, ehrwürdige Väter! Ihr sangt und musiziert, dass es mächtig durch die Hallen eurer hohen Kirche klang, bis hinein in die Tage des Niedergangs eurer Klostersgemeinschaft, und euere rühmlichen Leistungen im Reich der Töne waren der würdige Schwanengesang des alten Reichsstifts Gengenbach.

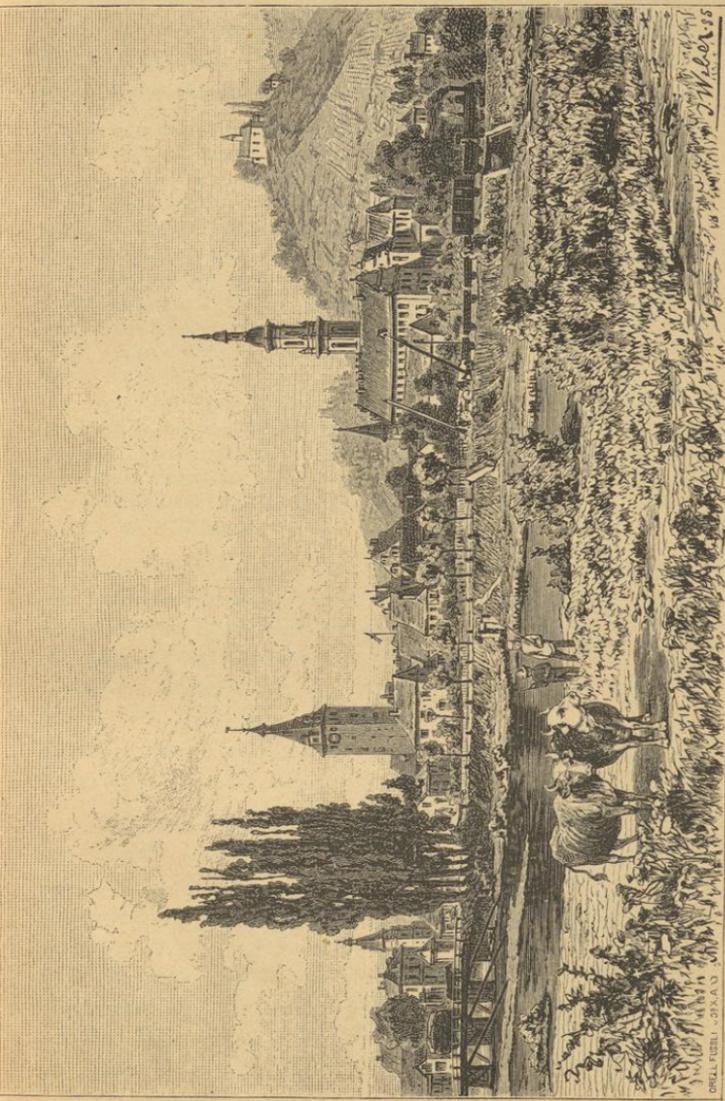
Auf der rechten Thalseite reiht sich von hier an noch eine Weile Weinberg an Weinberg, nachher schiebt sich Weideland und Buschwerk ein, und wir ahnen, dass uns die Rebe bald Lebewohl sagen wird, um die Berghänge andern Kulturen und zuletzt dem Walde allein zu überlassen. Rechts und links schneiden kleine, äusserst heimelige Thälchen in die Bergwand ein, die Flächen zu beiden Seiten der Kinzig sind um die Dörfer und Weiler her als Gartenland, im Freien draussen als Acker- und Mattland benützt. Die herrlichen Obstbäume und die

Ueppigkeit alles Gewächses um die Dörfer her zeugen von der Milde des Klimas, deren sich dieser untere Theil des Kinzigthales erfreut. Gegen *Biberach* hin treten rechter Hand die Hügel auseinander, so dass sich hier ein weiterer Horizont öffnet. Auf weitschauender Höhe erhebt sich im Hintergrunde

as ein Tenor
ster Maurer ein
olo-Klarinetten
artige Violon
en Tenor u. a. v.

Väter: Ihr
lass es mächtig
r hohen Kirche
die Tage des
ostergemein-
mlichen Lei-
Töne waren
gesang des
entbach.

Thalseite
an noch
an Wein-
lebt sich
werk ein,
uns die
hl sagen
nge andern
etzt dem
überlassen.
schneiden
nelige Thal-
nd ein, die
Seiten der
Dörfer und
tenland, im
Acker- und
Die herr-
e und die
zeugen von
e Theil des
echter Hand
erer Horizont
Hintergrunde



Gengenbach.

des behä
einst die
dessen G
schaft hi

Hefli
gebirge l
Unainigte
Geroldsee
zisch. Ka
dann als
Geschlech
Hohenger
Burg wur
jenen so
hohen B
Markgraf
berger de
Zur Zeit
sovereine
Wienerko
im Jahr

Bei
der herr
eingeric
all gütt
lebend
bis an
aufzun
nützlich

Bi
Strasse
thal un
ihre Inc
nicht so
seite fa
Tausen
aus der
im Jahr
Die b

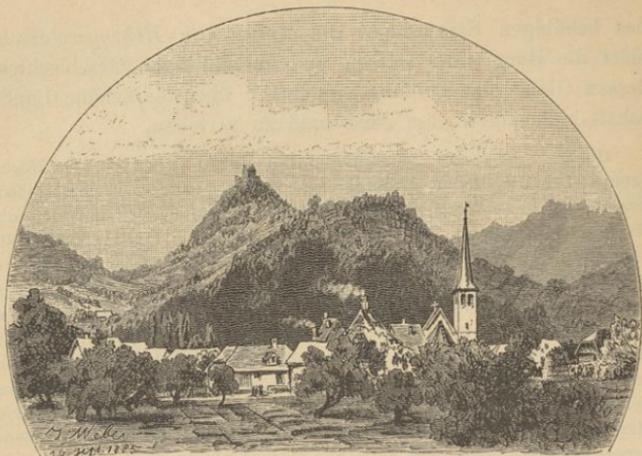
des behäbigen Seitenthales die Ruine von *Hohengeroldseck*, einst die Burg eines stolzen und übermüthigen Geschlechtes, dessen Glanz eine Zeitlang unheimlich über die schöne Landschaft hinleuchtete, um dann bald zu verlohen.

Heftige Fehden mit den Strassburgern, welche gegen sie vom Hochgebirge her die Berner, Luzerner und Züricher zur Hülfe herbeiefielen, Uneinigkeit im eigenen Hause und ungezähmte Raubgier brachten die Geroldsecker herunter. Die Herrschaft wurde fürstenbergisch, dann pfälzisch. Kaiser Maximilian zog sie scheinbar für das Reich ein, um sie dann als österreichisches Lehen einem Abkömmling des herabgekommenen Geschlechtes zu übergeben. Nach dem Aussterben des Mannsstammes kam Hohengeroldseck an die Kronenberger, hernach wieder an Oesterreich. Die Burg wurde im Jahr 1689 von französischer Hand zerstört und schaut seit jenen schlimmen Tagen als eine der schönsten Ruinen des Landes vom hohen Berge hernieder. Oesterreich entriss die Herrschaft Geroldseck dem Markgrafen von Baden-Durlach, der sich nach dem Erlöschen der Kronenberger derselben bemächtigt hatte und übergab sie den Grafen v. d. Leyen. Zur Zeit des Rheinbundes wurde die Herrschaft Geroldseck zu einem souveränen Fürstenthum erhoben, gelangte aber durch Beschluss des Wienerkongresses unter die Oberhoheit Oesterreichs, welches das Ländchen im Jahr 1819 an Baden abtrat.

Bei Biberach und weiter hinauf erfreut uns der Anblick der herrlichen Matten, welche unter dem Einfluss eines wohl-eingerichteten Bewässerungsnetzes reiche Erträge liefern; überall glitzern im Sonnenschein zwischen dem Grün Bächlein lebendigen Wassers; die Kinzig schickt sie über den Thalgrund bis an die beidseitigen Berghänge hin, um sie dann wieder aufzunehmen, wie folgsame Kinder, welche die Mutter zu nützlichem Dienste ausgesandt hat.

Biberach ist eine verkehrsreiche Ortschaft, durch welche die Strasse geht, die zwei ansehnliche Thäler verbindet, das Schutterthal und das Thal des Harmersbaches, mit den beiden, durch ihre Industrie weitbekanntesten Städten *Lahr* und *Zell*. Wer hätte nicht schon den Namen Zell am Harmersbach auf der Rückseite fayencener Teller und Tassen gelesen, dem Tafelgeschirr Tausender von bürgerlichen Haushaltungen? Es geht dasselbe aus der grossartigen Zeller Steingutfabrik hervor, welche dort im Jahre 1815 von dem unternehmenden Industriellen Lenz

Die badische Schwarzwaldbahn.



Biberach und Hohengeroldseck.

gegründet wurde. Zahlreiche andere Industrien blühen in dem Städtchen.

Mit Offenburg und Gengenbach theilte Zell lange Jahrhunderte hindurch das Missgeschick, als Pfandobjekt aus einer Hand in die andere zu wandern und die Schläge aushalten zu müssen, welche die eine Herrschaft der andern zu versetzen sich befliss. Was Wunder, dass es, seinen Leidensgenossinnen gleich, nie aus der Verkümmernng sich herauswinden und zu freudiger Entwicklung erheben konnte? Erst die neuere Zeit hat Zell durch Vereinigung mit Baden zur Blüte gebracht und aus „des heiligen römischen Reichs kleinster aber wüstester Stadt“, wie es in einem alten Dokument nicht sehr schmeichelhaft genannt wird, ist ein hübscher, lebensfroher Ort geworden.

Hinter Zell breitet sich im Thale das Dorf Oberharmersbach aus. Es wusste sich im Mittelalter diese Thalgemeinde von der Herrschaft des Bendiktinerstifts Gengenbach loszumachen, und seine Bewohner behaupteten sich als freie Reichsbauerschaft bis in unser Jahrhundert hinein. Wer denkt hiebei nicht an das Stift Einsiedeln und das Thal von Schwyz, wo sich der gleiche Prozess vollzogen? Es ist anzunehmen, dass, wenn die Gemeinde Bundesgenossen gefunden hätte, wie Schwyz sie in den Nachbarthälern und an den helvetischen Städten fand, sich auch hier ein Staatengebilde entwickelt hätte, ähnlich demjenigen der „Eidgenossenschaft in den obern deutschen Landen,“ eine Bauernrepublik, welche durch den Beitritt aufstrebender städtischer Gemeinwesen lebens- und widerstandsfähig hätte werden können.

In schneller Abwechslung ziehen die Dörfer am Flusse und an den Ausmündungen der zahlreichen Seitenthäler an uns vorüber. Ueberall herrscht üppiges Wachsthum; doch gewahren wir, dass an den Hängen der Nadelwald überhand nimmt, Buchen- und Eichenbestände werden seltener und in der Bauart der menschlichen Wohnstätten tritt eine überraschende Aenderung ein. Während von Offenburg an die Bauernhäuser einstöckige, jeden malerischen Schmuckes entbehrende Gebäulichkeiten sind, zeigen sie, je weiter wir kommen, immer mehr den schwarzwäldischen Charakter. Das weit vortretende Strohdach tritt auf, mit den Gallerien unter seinem heimeligen Schutze; nicht mehr zu Dörfern zusammengedrängt, stellen sich die Bauernhäuser selbständig mitten in den Güterkomplex hinein, den ihre Bewohner zu bebauen haben. Der Stolz des freien Hofbauers kündigt sich an und gibt der Gegend ein eigenthümliches Gepräge.

Doch werfen wir noch einen Blick auf eine der Ortschaften, bei denen der Zug anhält. Es ist das Städtchen **Haslach** in freundlicher Gegend.

In den Tagen Kaiser Rudolfs von Habsburg gelangte das Haus Fürstenberg in den lehensweisen Besitz des Städtchens, und dieses wurde der Wohnsitz eines Zweiges des fürstenbergischen Geschlechtes. Der erste Fürstenberger, der sich hier niedergelassen hatte, Egino, folgte dem Heerbann der Habsburger im Kriegszug gegen die schweizerischen Waldstätte. Er wurde bei Sempach erschlagen und mit den übrigen gefallenen Rittern in der Klosterkirche zu Königsfelden beigesetzt, auf welche die Habsburg herniederschaut. Bis zu Anfang unsers Jahrhunderts stand Haslach unter der Herrschaft des Hauses Fürstenberg, welches zur Stunde noch, wenn auch ohne landeshoheitliche Rechte auszuüben, ausgedehnten Grundbesitz in dieser Gegend hat.

Der einzige Fürstenberger, welcher in der langen Reihe der Generationen dieses Hauses dem katholischen Glauben untreu wurde, der „tolle“ Wilhelm, hatte in der Haslach'schen Herrschaft die Reformation eingeführt. Seine unmittelbaren Nachfolger thaten als treue Anhänger Habsburgs und der Kirche ihr Möglichstes zur Wiederaufrichtung des Katholizismus und stifteten in Haslach ein Kapuzinerkloster, dessen Kirchlein sie zu ihrer Ruhestatt wählten. Wie stets und überall, so zeigten die Jünger des hl. Franziscus in den schlimmen Tagen des dreissigjährigen und der spätern Kriege auch zu Haslach grossen Muth und viel Aufopferungsfähigkeit. Als vor den Schweden Alles floh, Geistlich und Weltlich, blieben sie unent-

wegt auf ihrem Posten und gewannen sich hiedurch solche Achtung von Seite der alles verheerenden Feinde, dass ihnen kein Haar gekrümmt wurde und sie im Stande waren, nach überstandener Kriegsnoth den Zurückkehrenden hülfreich an die Hand zu gehen. Während der Besetzung Haslachs durch die Schweden benahmen sie sich diesen gegenüber so freundlich, dass die Ketzler in ihre Gottesdienste kamen und sich nachher — wohl mit grösserem Vergnügen — mit ihnen im Refektorium bei Speis' und Trank des Lebens freuten. Wenig hätte gefehlt, dass die nordischen Pfaffenfresser ihnen um den Hals und der heiligen Kirche in den Schoss gefallen wären. Bis zur französischen Revolution bestand das Klösterlein fort; der letzte Pater, die Auflösung desselben viele Jahre überlebend, starb im Jahre 1851.

Von Haslach an wird das Thal enger und die Seitenthäler nehmen tobelartigen Charakter an. Lustig liegt auf der rechten Thalseite, als die am stattlichsten sich präsentirende Ortschaft der Gegend hoch auf einem Rebhügel das Dorf *Weiler* mit weitschauender hübscher Kirche. Hier hört die Kultur des edeln Rebgewächses auf. Es ahnt die Nähe der Tannzapfenregion, und da es nicht liederlich verkommen und seinen Kredit verlieren will, so thut es sich Gewalt an, steht stille und spendet zu guter Letzt den vortrefflichen Herrenberger, der ihm alle Ehre macht und, wie es die Gottesgabe thun soll, des Menschen Herz erfreut.

Auf der Höhe zur rechten Hand hat frommer Glaube hoch oben eine Kapelle errichtet, die *Kreuzkapelle*; es folgt Dorf Hausach und, von einer düstern Burgruine überragt, das Städtchen **Hausach**, eines der kleinen Landstädtchen, wie sie häufig vor den Thoren der Adelsschlösser oder zu Füßen der Burghügel aus den Wohnungen der Schlossknechte und des zum Schutz herbeigezogenen Kriegsvolkes entstanden sind.

Es ist beinahe unnöthig zu sagen, wie die Herren des Ortes einander ablösten, da diese Folge sich bei den Ortschaften des Kinzigthals stets wiederholt: die Edeln des Ortes selbst, die Ritter von Hausach, die Zähringer, Oesterreich, Fürstenberg, Baden, zwischen hinein der Bischof von Strassburg und dabei die oft genannte Kriegsnoth des dreissigjährigen Krieges und die Zerstörung durch die Franzosen.

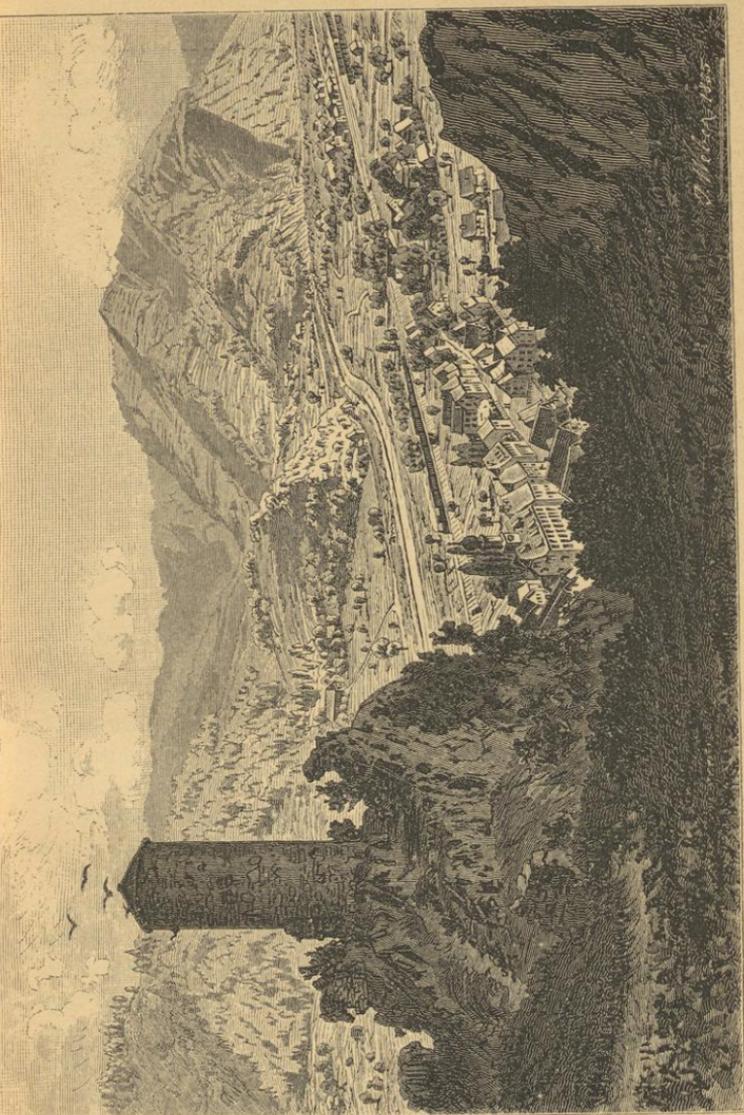
Der Bahnhof liegt vom Städtchen entfernt, da, wo sich von rechts her die Gutach in die Kinzig ergiesst und das Kinzigthal nach links über *Wolfach* und *Schiltach* sich ins

die Achtung von
Haar gekrönt
noch den Zurück-
der Besetzung
in gegenüber
und sich nachher
torium bei Spiel
die nordischen
in den Schos
das Klösterlein
re überlebend,

die Seiten-
legt auf der
isentirende
das Dorf
hört die
Nähe der
nmen und
an, steht
en Herren-
Gottesgabe

mer Glaube
lle; es folgt
überraagt, das
hen, wie sie
r zu Füßen
sknechte und
standen sind
es Ortes einander
Kinzigthals stets
n Hausach, die
inein der Bischof
a dreissigjährige

t, da, wo sich
riest und das
iltach sich ins



Hausach.

Württemberg
ins Schop
goldson
wenden
Gutachth

Das

haben
scheinet
lichkeit
Anlage
Felspart
rinnen
Halden
Dazu k
Schatten
Sinn für
Thal s
Lands
von St
Staffele
der Sta
liebreiz
farbene
die sich
der Wi
die Gut
den* Fe
trift. S
Strohü
rosen, n

Württembergische hineinzieht. Von Wolfach aus geht's links ins *Schapbachthal* hinein nach dem Gesundbrunnen von *Rippoldsau*. Allen, die sich dorthin begeben, gute Kur wünschend, wenden wir uns nach rechts, um einzuziehen in das untere Gutachthal.

Hausach-Triberg.

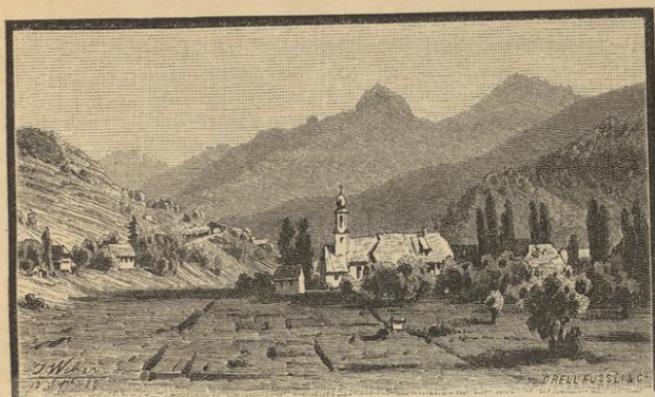
Das **Gutachthal** ist eine der schönsten Landschaften im weiten Thälergewirr des Schwarzwaldes. Die Wiesen haben hier ein besonders saftiges Grün, die Obstbäume scheinen uns üppiger zu sein als unten im Thal, die Gebäulichkeiten der Bauernhöfe kommen uns vor, als sei bei ihrer Anlage auf malerische Anordnung Rücksicht genommen worden. Felspartien schützen da und dort die behäbigen Häuser, Bäche rinnen zur Seite dem Thale zu, Wege schlängeln sich den Halden entlang und verbinden freundnachbarlich die Höfe. Dazu kommen die mächtigen Nussbäume, die überall ihren Schatten streuen und überall ein sich entschieden aussprechender Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Was Wunder, dass dieses Thal sich einen ganz besondern Ruf bei der edeln Zunft der Landschaftsmaler erworben, so dass sie es von Karlsruhe, von Stuttgart und von Düsseldorf her aufsuchen und ihre Staffeleien überall darin aufschlagen? An Modellen zu reizender Staffage fehlt es ihnen hierherum keineswegs: ein schöner, liebreizender Schlag von Mädchen in einer eigenthümlichen, farbenentschiedenen Tracht, liefert die zierlichsten Bildchen, die sich vom Holzbraun der Häuser und dem intensiven Grün der Wiesen trefflich abheben. Gutach ist protestantisch; allein die Gutacherfrauen haben nicht den Abscheu vor „scheinenden“ Farben, den man bei ihren Glaubensgenossinnen anderswo trifft. Sie lieben Roth, Blau und Grün in bunter Mischung. Die Strohühle der Mädchen sind mit faustgrossen, rothen Wollrosen, Bollen genannt, geziert, die der Frauen sind schwarz.

Unter dem Hute tragen sie Häubchen mit schwarzem Tüllbesatz. Ein rother Kragen mit grünen Bändern garnirt, schwarze, rothgefütterte Jacken, ein von bunten Nesteln gehaltenes Mieder, schwarze Röcke und blaue Strümpfe vollenden das höchst angenehm in die Augen fallende Kostüm der Gutacherinnen.



Schwarzwälderin im Brautschmuck.

Den farbigsten Putz entfalten die Gutacherinnen, gleich den übrigen Schwarzwälderinnen, in ihrem hochzeitlichen Staate, dessen Hauptstück, die „Schappel“, von buntem Flitterwerk glitzert und schimmert.



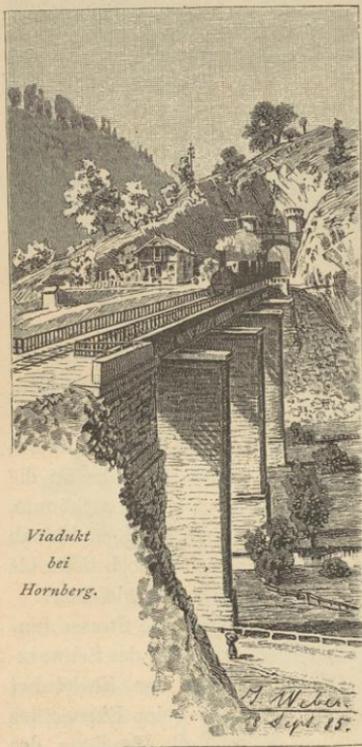
Gutach.

Der Berghang unweit der Kirche wird „in den Knappenäckern“ genannt, ein Name, der auf den früher in der Gegend betriebenen Bergbau hinweist. Es wurde nach Silber gegraben, und die Sage weiss von einer silbernen Kirche zu erzählen, die in dem Berge, *Bühlerstein* genannt, verborgen ist. Oft hört man in stillen Nächten deren Glocken lieblich unterm Boden ertönen, und das Thurmkreuz reicht so nahe an die Erdoberfläche, dass man es mit dem Finger freikratzen könnte, wenn man die Stelle träfe. Dann grübe man hinab und hinab bis zu den silbernen Ziegeln und Gebälken und noch tiefer bis zum silbernen Fundamente, — ein Schatz sondergleichen!

Beim Weiler *Steingrün* führt eine begangene Strasse hinüber ins *Prechthal*, wo die abenteuerlichste Tracht des Schwarzwaldes zu Hause ist. Ein Berichterstatter der *Karlsruher Zeitung* über den Huldigungszug, der 1885 beim Einzug des neuvermählten erbgrossherzoglichen Paares alle Trachten des Landes in sich schloss, beschreibt sie uns also:

„Unter den Gebirgstrachten zeichnen sich Obersimonswald und Prechthal durch ihre grotesken Formen und die buntfarbigsten Kostüme aus. Die Frauen haben die denkbar kürzesten Taillen, schon weil die eigentliche Schönheit in der grösstmöglichen Dicke der Trägerin besteht. Daher ist auch alles aufgebauscht und ausgestopft; auf dem Kopf tragen sie die hohen, steifen, orangefarbig lackirten Strohzyylinder mit knappem Rand, welche durch

Bindband mit Kokarden an den Ohren gehalten werden. Die Jacken sind aus schwerem, glänzendem Seidenstoff und leuchten in den grellsten Farben — vom krassesten Blau ins grellste Roth — purpurn — violett; die Aermel daran sind an den Achseln hoch aufgebauscht, aber an denselben ist nirgends eine Falte, alles gut auswattirt, denn der dortige



Viadukt
bei
Hornberg.

Schönheitssinn liebt entschieden ausgestopfte Formen. Der Rock ist auch sehr bunt, gewöhnlich übrigens blau mit unten herumlaufendem, breitem, weisslich hellblauem Bande. Dieses zarte Blau ist sehr charakteristisch für das Kostüm, es fehlt nirgends und wirkt sehr wohlthuend zu all' den grellen Farben. Obgleich diese Tracht eigentlich eine hässliche, barocke ist, in Form und Farbe karrikirt — wenn man sie in der Landschaft des hohen Schwarzwaldes sieht, auf dem dunkeln Hintergrund der Berge und den grünen Wiesen — so wirkt sie wohlthuend und farbenprächtig. Wenn die Frauen und Mädchen truppweis aus der Kirche kommen und von der Sonne beschienen den Weg hinwandeln so wirken sie in der grünen Umgebung wie leuchtende Blumen. Im Allgemeinen bemerkt man: je tiefer der Bergwald, je grüner die Wiesen, desto farbiger die Trachten; ein ungeheurer Drang zur Farbe liegt in dem nur vom Wald umgebenen Landvolk.“

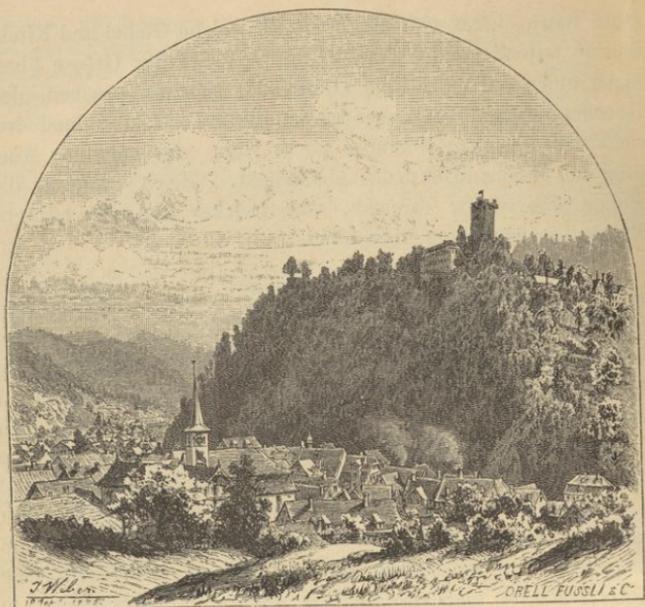
Bald rücken die Bergwände näher zusammen und die Bahn beginnt mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche sie zu Abschrotungen, Stützmauern, Durchlässen und endlich zu einem Tunnel zwingen, dem ersten von den vielen, die sich nun in kurzen Distanzen folgen. Er heisst der *Rebbergtunnel* und hat eine Länge von 53,1 m. Bald bewundern wir eine impo-

sante Baute, eines von den Werken, welche Giebel und Kirchtürme untenliegender Ortschaften in feierlicher Grösse überragen und vom mächtigen Geiste der Neuzeit sprechen, den Hornberger Thalübergang, der auf zwei Landfesten und drei steinernen Pfeilern von über 24 m Höhe ruht und den Ausgang des Reichenbachthales überbrückt. Gleich darauf ist die Station **Hornberg** erreicht, von welcher aus eine hübsche Strasse ins Städtchen hinabführt.

Wie liegt dieses, Haus an Haus gereiht und sich duckend und schmiegend, im engen Thalgrunde zwischen den Hängen, ein Bild eng eingeschlossenen, kleinstädtischen Lebens, wo sich die Menschen, ohne weit in die Ferne zu schweifen, in die kleinen Verhältnisse fügen und in aller Gemüthlichkeit in einander schicken, entzweien und wieder versöhnen, glücklich im lieben Heimatsort, den ihnen keine noch so glänzende Grossstadt ersetzen würde! Der Geist der Arbeitsamkeit hat in Hornberg schöne Früchte getrieben: eine seit Jahren weitbekannte Steingutfabrik, die einen grossen Häuserkomplex am obern Ende des Städtchens umfasst, eine Holzstofffabrik, eine Holzschnitzerei und verschiedene andere Gewerke stehen in regem Betrieb und sichern der Bevölkerung Auskommen und Verdienst.

Hornberg, über dessen Dächern sich auf jähem Felshügel ein Schloss erhebt, das den Adeligen gleichen Namens gehörte und später sammt dem Bezirk über den sich seine Herrschaft erstreckte, an Württemberg kam, ist nach mannigfachem Schicksalswechsel und herben Erfahrungen, als das sind: Berennungen, Einnahme durch beutesüchtige Feinde, Einäscherung, im Jahr 1810 dem Staate Baden einverleibt worden. An die frühere Herrschaft Württembergs erinnert die Zugehörigkeit des Städtchens zur evangelischen Kirche. Soweit in dieser Gegend das württembergische Haus regierte, von Hausach bis in die Nähe von Villingen, ist protestantischer Boden und ein ganz protestantisches Gepräge trägt auch die Kirche von Hornberg, von der eine Inschrift über einer der Thüren berichtet, es habe ihre „Erweiter-, Erhö- und Renovierung“ im Jahre 1762 stattgefunden.

Hornberg, das zwischen Bergen eingeschlossene Städtchen, wird heutzutage von zahlreichen Sommerfrischlern aufgesucht, und es scheint ihnen der Aufenthalt daselbst sehr zu behagen. Früher wurde es -- wie sich doch der Menschen Ansichten mit den Zeiten ändern! -- als ein Strafort



Hornberg.

für Staatsdiener angesehen, die nicht gerade als Muster gelten konnten so dass man sie gerne den Augen der Welt entzog. Schon im Jahre 1455 wurde als Obervogt dahin „verbannisirt“ Ritter Hans von Emmertshofen, ein leichtes Tuch, der sich selbst also kennzeichnete:

„Hans von Emmertshofen, das edle Blut,
Das wenig hat und viel verthut.“

Ja sogar für Leute der höchsten Rangordnung wurde Hornberg zum Eingrenzungsorte bestimmt; so für die aus dem württembergischen Hause stammende Fürstin von Thurn und Taxis, welche zur Verbüssung eines nicht sehr musterhaften Wandels von 1770 bis 1780 auf Schloss Hornberg in der Verbannung lebte.

Die Eisenbahnfahrt von Hornberg bis Triberg ist im höchsten Grade interessant, denn es handelte sich bei der Bahnanlage darum, an den Seiten einer tiefen, schluchtähnlichen Thalspalte, die sich rasch senkt, auf die Stufe hinauf zu gelangen, von welcher aus dann die Wasserscheide zwischen Rhein und



Niederwasser.

Donau zu überwinden ist. Vier Seitenschluchten, die im Hintergrund sich zu angenehmen Thälern erweitern, öffnen sich auf der Strecke zwischen Hornberg und Triberg auf der linken Thalseite, zwei auf der rechten. Aus denselben eilen die Thalbäche raschen Laufes der Gutach zu. Nachdem uns die Bahn am freundlichen Dorfe *Niederwasser* und an mehreren idyllisch gelegenen Bauernhöfen vorbeigeführt hat, welche, prosaisch genug, der „erste, der zweite, der dritte, der vierte Bauer“ heissen, ähnlich wie die Strassen in den nüchternen nordamerikanischen Weltstädten beziffert werden, durchbrechen zwei Tunnels Bergvorsprünge der rechten Thalseite, es folgt ein Damm mit Brücke über die Gutach, wieder ein Tunnel, und die Richtung thalauswärts einschlagend, der *Niederwasserkehrtunnel*. Beim Austritt aus demselben sehen wir *Niederwasser* und *Hornberg* unter uns, sowie das Tracé der Bahn, das wir von unten herauf zurückgelegt haben. Es folgen sich Tunnel auf Tunnel, Viadukt auf Viadukt. Wir sehen ins kleine Thal von *Niedergiess* hinein, erblicken auf Felsvor-

alten konnten
im Jahre 1455
Hertshofen, ein

Hornberg im
bergischen Haus
Verfassung des
Schloss Hornberg

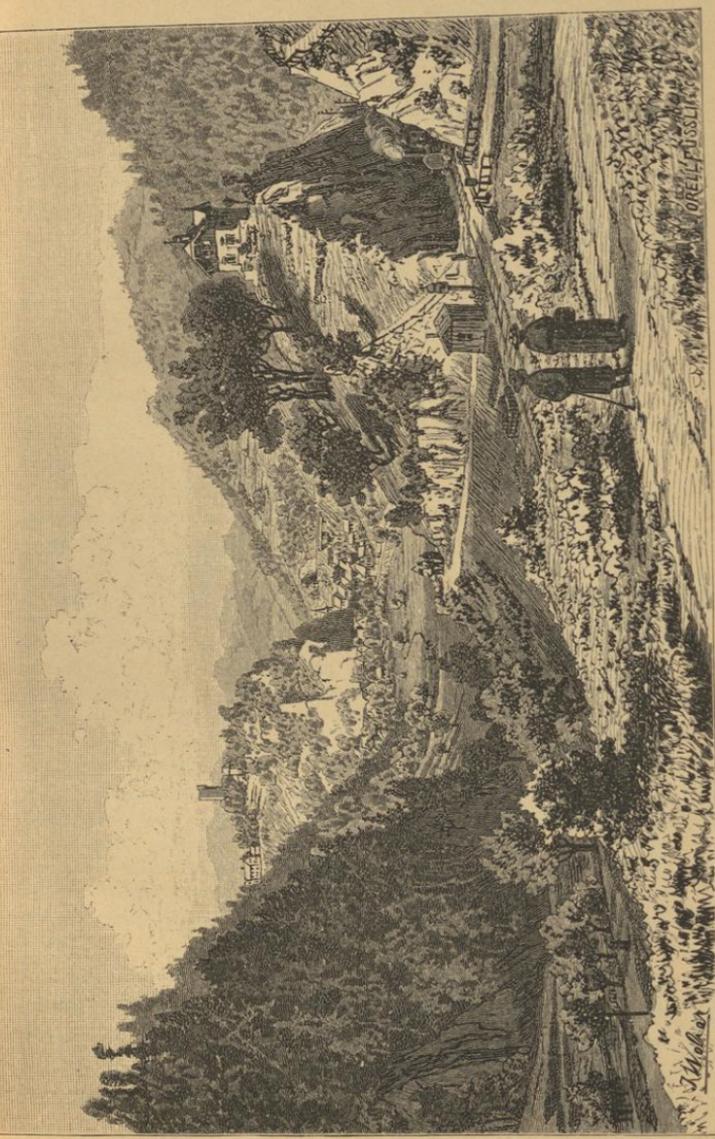
berg ist im höch-
bei der Bahn-
schluchthälern
auf zu gelangt
schen Rhein im



Steinbiss und Gutachschlucht.

sprünge und Erhebungen neben der Bahn zierliche Wärterhäuschen, gelangen zum grössten Tunnel dieser Strecke, dem *Eisenbergtunnel* (Länge 791,40 m) und nachdem der Zug noch mehrere Gallerien durchbraust hat, befinden wir uns, um ein Bedeutendes gehoben, wieder am Rande des Gutachthales, unweit des 3. *Glasträgertunnels*, wo wir westliche Richtung angenommen hatten, und in leicht gebogener Linie geht's nun hoch über dem Thalgrund der Station Triberg zu. Beim Austritt aus

liebe Wä-
Strecke, die
der Zug
r uns, um
tachtihales,
Richtung
geht's nun
im Austritt



Hornberg von Osten.

den „Kurze
nere Lauf
wundersch
nämlich brei
mit einer
Matten des W
übersied sind,
von einsehn
und Zucken
abenteuerlich
weithin, d
bis führt d
(sach Hor
Folge des
genug ergr

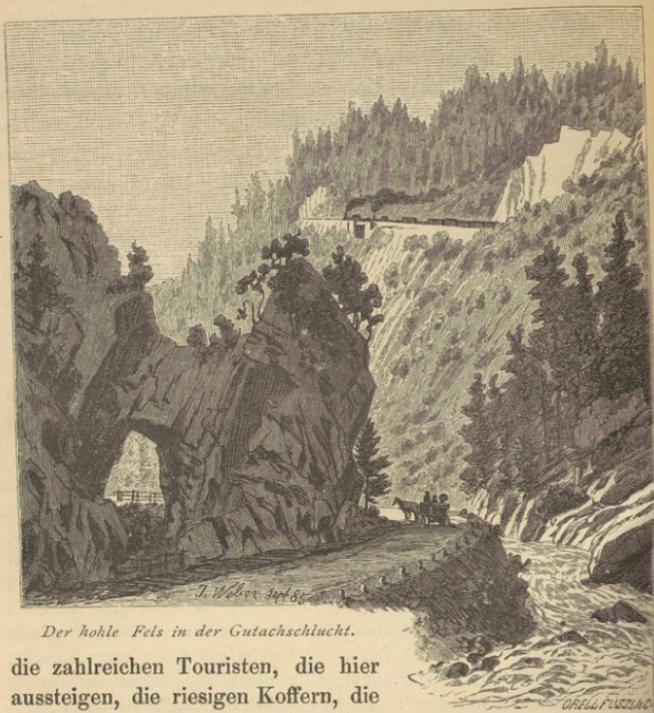
In eine
achte, bei
Sche und Sch
is unglückl
Thal und Hül
des Hauses, d
gewartet hat
abzulesen, w
nicht besess
Munde viel
sien und h
das Dach; u
an. Die Sig
sunderbare
ist bräunen
und was se
erleben. Wer
und die Ge
quest?

Doch
wieder der
Loubok-
tanzel, we
einander get

dem „*Kurzenbergtunnel*“ möchten wir dem Zuge gerne langsamern Lauf wünschen, denn es überrascht uns hier ein wunderschöner Anblick. Ueberm Thale drüben liegt auf einem ziemlich breiten Absatz der Berghalde der Weiler *Steinbiss*, mit einer äusserst malerisch gelegenen Kapelle. Ueber den Matten des Weilers, die mit Steinblöcken und Baumgruppen übersät sind, erheben sich jäh ansteigende Felswände, welche von einzelnen schroffen Zacken überragt werden. Diese Zinken und Zacken nehmen sich in der Rundung des Gebirges so abenteuerlich aus, dass das Ganze im Volksmunde, höchst bezeichnend, das Steinbiss (das Gebiss) heisst. Ueber das Steinbiss führt ein steiler Weg empor zur düstern Ruine *Althornberg* (auch Hornburg), einem Felsennest, dem es nach der Sage in Folge des Uebermuths des dort hausenden Geschlechtes übel genug erging.

In einer Christnacht hatte der üppige Schlossherr einen Tanz veranstaltet, bei welchem die ausschweifenden Tänzer und Tänzerinnen alle Scheu und Scham bei Seite setzten und unter Anderm anstatt in Schuhen, in ausgehöhlten Brodwecken tanzten. Da stieg, ob auch der Winter auf Thal und Höhen lag, ein schweres Gewitter empor. Eine fromme Magd des Hauses, die während des Tanzes bescheiden im Stalle ihres Dienstes gewartet hatte, trat in den Saal mit der Mahnung, vom sündigen Gebahren abzulassen und des Höchsten Zorn, der bereits aus den Wolken spreche, nicht herauszufordern. Der Donner rollte, die Blitze zuckten und freveln Mundes rief der Schlossherr: „So ist's recht! Der Himmel hilft ja musizieren und beleuchtet unser lustiges Fest!“ Da fuhr ein Blitzschlag durch das Dach; urplötzlich stand das Schloss in Flammen und alles kam darin um. Die Sage lässt nur die fromme Magd am Leben bleiben. Sie ist sonderbarer Weise nicht ins Reich der Seligen aufgenommen worden; sie irrt draussen zwischen dem Felsgestein und in der Waldschlucht umher und wartet sehnsüchtig, dass ein Jüngling komme, sie mit drei Küssen zu erlösen. Warum ist die Sage, die sonst regelmässig die Bösen ihre Strafe und die Guten süssen Lohn und Seligkeit finden lässt, hier so inkonsequent?

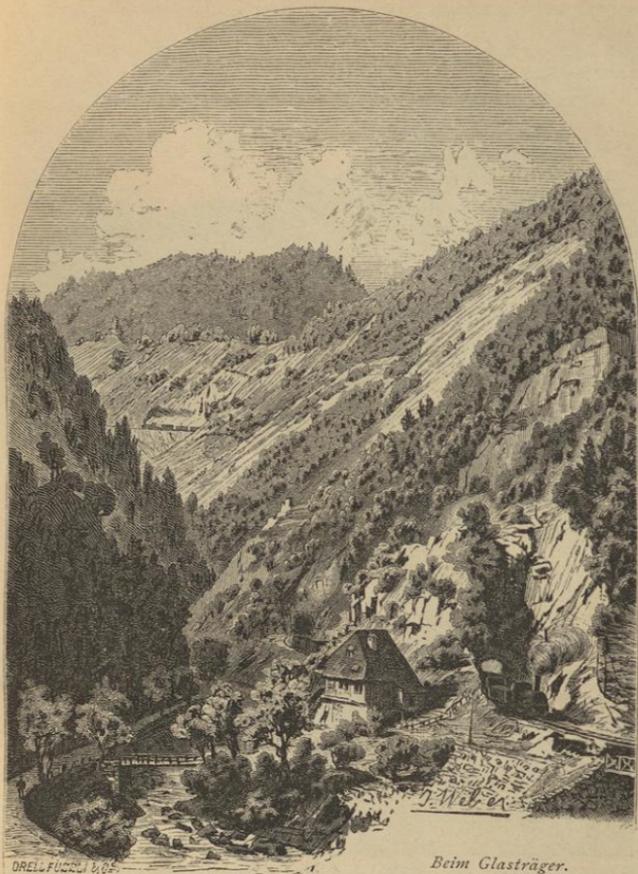
Doch lassen wir Spuk und Zauber, und wenden wir uns wieder der hellen und erfreulichen Gegenwart zu. Durch den *Loosbach-*, den *Forellen-*, den *Kaiser-* und den *Grosshalde-*tunnel, welche durch Stellen mit verlockender Aussicht von einander getrennt sind, gelangen wir zur Station **Triberg**. Durch



Der hohle Fels in der Gutachschlucht.

die zahlreichen Touristen, die hier aussteigen, die riesigen Koffern, die abgeladen werden, die Omnibuswagen, die bereit stehen, sowie die lauernden Blicke mehrerer Gasthofportiers, die auf uns fahnden, wird uns offenbar, dass wir an einem Orte angekommen sind, wo gut weilen ist, und wo Viele gerne ihre Hütten bauen. Triberg ist ein sommerliches Wanderziel, der bedeutendste Touristenort des Schwarzwaldes.

Doch bevor wir ins Städtlein hineingehen, muss ich noch des Weges gedenken, der von Hornberg aus der Gutach entlang durch den engen Thalgrund nach Triberg hinaufführt, und auf welchen wir von der Bahn aus da und dort für Augenblicke haben hinunterschauen können. Ich habe ihn zu Fuss gemacht und habe den Namen Höllenthal (nicht zu verwechseln mit dem Namen des Thales der Dreisam), den



Beim Glasträger.

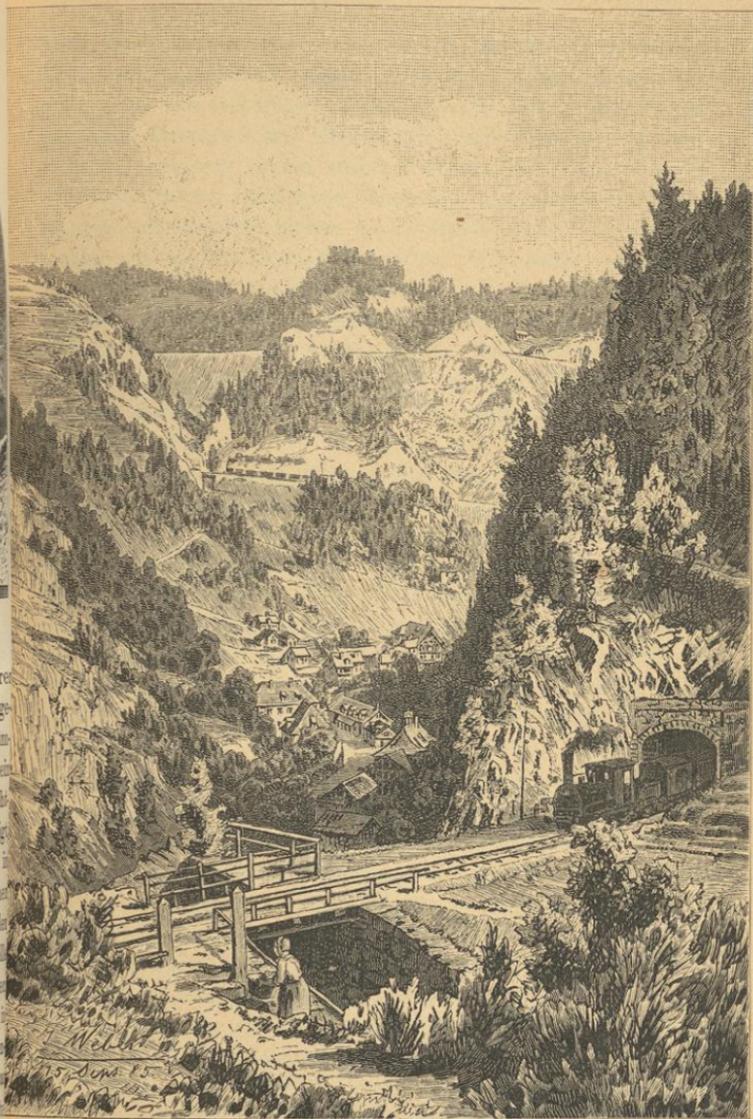
ihm einzelne Reisebeschreiber geben, durchaus nicht zutreffend gefunden. Von der Schauerlichkeit und dem Tiefschütternden, was man hier verspüren soll, habe ich in mir auch nicht das Geringste wahrgenommen, im Gegentheil: noch selten habe ich einen so heimeligen, so freundlichen Spaziergang gemacht. Die vortreffliche Strasse, die lustig dahineilende Gutach mit ihren tausend Sprüngen, das Felsgestein, das vom Grün der Hänge roth sich abhebt, die Mühlen und Sägemühlen



Station Triberg.

mit dem Geklapper ihrer Werke, das Peitschengeknall, das bei den Krümmungen der Strasse ein nahendes, noch nicht sichtbares Fuhrwerk ankündigt,

das Zwitschern der Vögel im Gezweig, der Blument Teppich in den kleinen Auen, welche da und dort dem Flussbett abgewonnen sind und die den Wanderer mild zu sich hereinwinkenden Wirthshäuser, von denen eines, vielverheissend, eine Forelle im Schilde führt, sind doch gewiss Dinge, die an alles eher, als an den Hölleneingang mahnen, und die kein Gefühl in uns weniger aufkommen lassen, als dasjenige herzergreifenden Schauers und niederdrückender Düsterniss. Ich war noch selten froher gestimmt als jenen Nachmittag und fühlte



Blick auf die Bahn zwischen Triberg und St. Georgen.

nicht da d
fless, ber
wird auch
zwischen
hat, und
Art vieler
kaufte, ste
wobler als
hinnen, un
kommen, w

Wir n
suchen, ang
Tilberg die
zu unterlass

Der B
Lage; er is
Material, de
Abschrotung
lagert werd
rote Felsw
lich eingera
Die einsam
waldige Hö
Kontrast zu
den Tag ü
nimmt, um
Morgengabe
der Genera
waltet. W
verweilen v
und dass
haben sich

Doch
liegen wir
blicken wir
die ersten
Die harte

mich da drunten so wohl, dass ich es späten Abend werden liess, bevor ich Triberg wieder aufsuchte. Aehnliche Gefühle wird auch der Glasträger gehabt haben, der halben Wegs zwischen Hornberg und Triberg sich sein Häuschen gebaut hat, und der von seinen weiten Fahrten, auf denen er nach Art vieler seiner Landsleute hausirend sein Glasgeschirr verkaufte, stets wieder hieher zurückkehrte. Hier war es ihm wohlher als es ihm irgendwo auf der Welt sonst hätte sein können, und weit entfernt, ihm als schaurige Hölle vorzukommen, war ihm das reizende Thal der Himmel.

Wir möchten alle Touristen, die den Schwarzwald besuchen, angelegentlich einladen, die Fusstour von Hornberg nach Triberg dieses ungemein liebliche Thal entlang doch ja nicht zu unterlassen.

Der Bahnhof von Triberg hat eine gar eigenthümliche Lage; er ist auf einen Schuttkegel abgestellt, gebildet aus dem Material, das hier herum beim Durchstich der Berge und bei Abschrotung der Thalhalden in Masse sich ergab und abgelagert werden musste. Jenseits der Bahnlinie erhebt sich eine rothe Felswand, die seitwärts von Gesträuch und Rasen lieblich eingerahmt ist und deren Höhe schlanke Tannen krönen. Die einsame Lage des Bahnhofes, auf den ringsum stille waldige Höhen niederblicken, bildet einen eigenthümlichen Kontrast zu dem lauten und bewegten Leben, das sich hier den Tag über periodisch entfaltet, anschwillt und wieder abnimmt, um bald auf's Neue rege zu werden, pulsirend nach Massgabe des Willens, der zu Karlsruhe drunten im Bureau der Generaldirektion der Eisenbahnen vorsorglich regiert und waltet. Wer zwischen zwei Zügen im Bahnhof zu Triberg verweilen will, wird finden, dass er all dort gut aufgehoben ist und dass nicht nur in Felshöhlen, sondern auch auf Schutthalden sich vorzügliche Keller anlegen lassen.

Doch hinein nun in's Städtchen! Unweit des Bahnhofes biegen wir rechts in ein enges Thälchen ein und bald erblicken wir, indem wir dem Lauf der Gutach entgegengehen, die ersten Häuser von Triberg. Jenseits des Flüsschens liegt

einsam am Fusse einer düstern Bergwand eine hübsche Kapelle, umgeben vom ehemaligen Friedhofe, dessen Grabsteine malerisch aus dem Grün des Gebüsches hervorschauen, das die verlassene Ruhstatt der Todten nach und nach überwuchert. — Am Rande der Gutach stehen zur Rechten der Strasse mehrere Gebäude, die auf den gewerbsamen Sinn des Städtchens hindeuten; es sind theils Fabriken von bedeutender Ausdehnung, theils Gewerke kleineren Umfangs. Wir treten in den Ort ein, dessen hübsche Häuser an der langsam ansteigenden Strasse sich links und rechts aufreihen, um im Verlaufe, etwas zurücktretend, einen hübschen Marktplatz zu bilden. In den Räumen der Erdgeschosse sehen wir verschiedene Magazine, von denen besonders diejenigen mit den Hauptindustrienerzeugnissen der Gegend, den Wanduhren, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Für Unterkommen und für des Leibes Nothdurft ist zu Triberg reichlich gesorgt. Alle möglichen Schilde laden uns zum Eintritt in die Gasthöfe und Wirthshäuser ein. Dem lustigen Zecher, von dem Hebel sagt:

„In alle Dörfere her und hi
Do het er gfrogt enandereno:
Sin Leuen oder Bäre do?“

könnte man in Triberg antworten: Zu dienen, und nicht nur solche, sondern auch Thiere sanfterer Sorte, als da sind, Ochsen, Rössle und Hirschen, aus dem Reich der Lüfte wurde der Adler, vom Firmament die Sonne und aus noch höhern Sphären, aus dem Lande der Seligen, ein Engel herniedergeholt; an die Kinder Florens erinnert die unschuldsreine Lilie, und wie uns allen hienieden, so ist auch Triberg sein Kreuz geworden. Eine reiche Auswahl; wer wollte es läugnen? besonders wenn man noch hinzurechnet, was sich als einfache Wirthschaft unter dem Namen des Eigenthümers, dem einer Gemüthsstimmung, wie Frohsinn, Hoffnung und dgl., oder gar einer Bürgertugend, der Eintracht, aufthut und die dürstende Menschheit erquickten will.

Vom Marktplatze aus kommen für die Touristen zwei Wege in Betracht, derjenige welcher Anfangs als städtische Gasse, dann als Bergstrasse zur Pfarrkirche des Städtchens, der sogenannten „Wallfahrt“ empor- und weiterhin ins hochgelegene Nebenthal von *Schonach*, sowie, in linksseitiger Abzweigung, nach dem nicht minder hochgelegenen Dorfe *Schönwald* hinansteigt — dann der Weg, der an dem prachtvollen Schwarzwaldhotel vorbei direkt zum Wasserfall, einem der schönsten Deutschlands, hinführt.

Wir schlagen den erstern dieser Wege ein, um dann beim Niedersteigen längs des Falles, die verschiedenen Stürze, in die sich dieser abstuft, uns in der Nähe zu besehen und ins Städtchen zurückzukehren.

Noch auf dem linken Ufer der Gutach, oder des Fallbaches, wie die Triberger ihr Thalwasser nennen, erhebt sich in freundlich-ländlichem Style, das Gebäude der *Gewerbehalle*, in welchem zu Nutz und Frommen der Industrie der Gegend und zur Bequemlichkeit derer, welche sie kennen lernen wollen, eine permanente Ausstellung von gewerblichen Erzeugnissen eingerichtet ist. Es lohnt sich schon der Mühe, einzutreten, und Jeder wird nicht nur befriedigt, sondern auch mit der Erkenntniss von dannen gehen, dass die Bewohner dieser rauhen, an Bodenerzeugnissen armen Waldthäler es in der Industrie auf eine hohe Stufe gebracht haben, und dass sie es in den verschiedenen Gewerbszweigen keck mit ihren Konkurrenten in andern Ländern aufnehmen dürfen.

In der Nähe des Gewerbe-Chalets hat Triberg in einer freundlichen Anlage, an welcher die Gutach vorübertost, einigen seiner im deutsch-französischen Kriege gefallenen Söhne ein hübsches Denkmal aus rothem Sandstein errichtet. Gewaltige Felsblöcke liegen hier im Bette des Flusses als Zeugen mächtiger elementarer Ereignisse, die in Urzeiten dieses Thal aufgerissen und das Granitgestein zersprengt haben.

Jenseits der Gutach führt die Strasse bergan am Rande des Thales der Schonach hin, das sich links mit demjenigen der Gutach vereinigt, und nach einigem Steigen blicken wir in

den untersten Thalkessel hinab, in den, einen hübschen Wasserfall bildend, die Schonach niederspringt.

Dieser Sturz würde ohne Zweifel viel bewundert werden, er würde manche Feder in Bewegung setzen, ja vielleicht dichterische Ergüsse veranlassen, wenn nicht der Gutachfall ihm in nächster Nähe eine niederdrückende Konkurrenz machte. Es können eben sogar Wasserfälle in der Auswahl ihrer Niederlassung nicht sorgfältig genug sein.

An den beidseitigen Berglehnen ist jedes Fleckchen bebaubaren Bodens fleissig ausgenützt, sogar da, wo er sich in jähestem Absturz niedersenkt. Bald erreichen wir die „Wallfahrt“, eine Kirche nebst Pfarrwohnung an unwirthlicher, der Sonne abgewendeten Halde. Buden mit Devotionalien jeder Art stehen rechts am Wege, wo religiös gestimmte Gemüther sich Andenken kaufen, um sie mit sich nach Hause zu nehmen, gleich wie der Naturfreund Alpenrosen- und Edelweissträusschen, Bergkristalle und Ammonshörner aus den Bergen zur Erinnerung mitnimmt. Die Kirche zur „Wallfahrt“ hat nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen, es seien denn die wächsernen Gliedmassen, die zahlreichen Motivtafeln mit ihren Feuersbrünsten, den scheu gewordenen Rossen, den Stürzen von Bäumen herunter, den Wassersnöthen und andern Unfällen jeglicher Art.

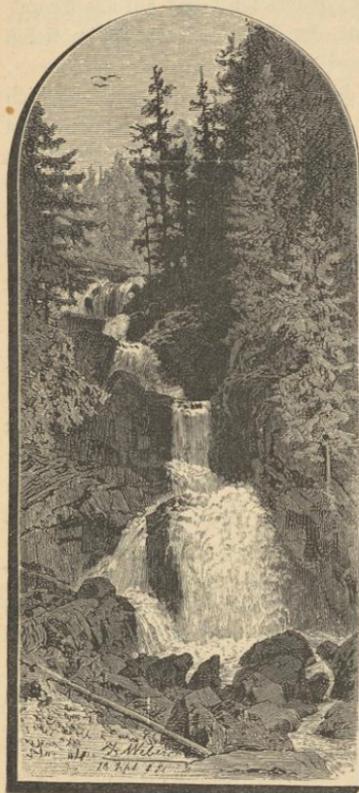
An dem Raine, an dem durch Wegsprengen des Felsens der Platz für die Kirche gewonnen wurde, sprudelte ehemals im Schatten hoher Tannen ein Quell hervor, der jetzt aus einer Röhre hinter der Kirche reichlich sein frisches Wasser giesst. Zu Ende des XVII. Jahrhunderts, so erzählt die Sage, lagen auf den Höhen von Schonach österreichische Soldaten, die oft nach Triberg hinunterstiegen. Wenn sie Abends den engen Pfad wieder bergwärts gingen, so glaubten sie, in den Wipfeln der Tannen wunderbare, fromme Melodien zu hören. Hier musste ein heiliger Ort sein. Sie suchten und fanden am Stamme einer der höchsten Tannen ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild, das ein Triberger Bürger als Opfergabe für die am Felsenbrunnlein erlangte Genesung vom Aussatz dort angebracht hatte. Die Soldaten, in den ungewöhnlichen Tönen eine Huldigung der Engel ahnend, welche der Gottesmutter dargebracht werde, bezeugten dem Bilde ihre Ehrerbietung, fasteten dasselbe in ein blechernes Kästchen mit der Inschrift: *Sancta Maria, patrona militum, ora pro nobis!* und befestigten eine Opferbüchse darunter, in die so reichlich gespendet wurde, dass an der Stelle bald eine hölzerne Kapelle errichtet werden konnte. Bis zum Jahre 1696 waren die milden Gaben zu einer Summe angewachsen, die es erlaubte, den Bau einer Kirche zu unternehmen. Deren Grundstein legte ein Hauptmann von Kageneck in Erinnerung an die Soldaten, denen der himmlische Gesang erklungen war und die zu seinem Regimente gehört hatten. Die Kirche wurde im Jahre 1709 vollendet und bildet seither das Wallfahrtsziel zahlreicher Pilger.

Oberhalb der Kirche zweigt sich die Strasse nach Schönwald ab, die uns durch den Forst hinaufführt zum Plateau, von dem die Gutach sich in sieben Stufenfällen gegen Triberg niederstürzt. An einer Krümmung, wo die Strasse bis an den Rand eines Felshanges vortritt, blickte ich hinab auf das freundliche Städtchen, das im Schutz der Berge so traulich im tiefen Thale liegt.

Haben wir heute nicht den 18. Oktober? Und stand ich nicht vor einem Jahre am gleichen Tage drüben über den Alpen auf einem ähnlichen Felsvorsprunge, hoch über dem Städtchen Locarno, wo's hineingeht ins Verzascathal? Dort grünte und blühte es noch ringsum, hier ist das Laub der Büsche fahl geworden und spielt in den verschiedensten Farben; dort blaute der See in der Tiefe, hier steigt der Nebel aus den Gründen auf und weicht dem Lichte der Herbstsonne; dort standen die mächtigen Kastanienbäume im goldenen Frühlicht, hier erheben sich erst die dunkeln Tannen am Felshange; dort ertönte von den Kirchthürmen am Berghange das Gebimmel der Glocken in tänzelndem Rhythmus, hier schallt in vollem, schwebendem Tone das Sonntagsgeläute von der „Wallfahrt“ herauf; mild fächelnd zog dort der Wind von Süden her, hier weht erfrischenden Hauches die Nordluft durch den Forst, und wie dort das Tosen der Verzasca aus tiefer Felsschlucht, so dringt hier aus dem Waldthal herauf das Rauschen der Gutach, die zu Thale stürzt. Wie schön war's dort, wie schön ist's auch hier, und doch wie so ganz anders hier im deutschen, als drüben im welschen Land!

Doch vorwärts, zur Höhe empor! Bald ist sie erreicht, und aus dem Walde heraustretend, erblicke ich das freundliche Berggelände der Hochfläche von Schönwald, mit den Hütten und Heuschobern auf den Matten und den schmucken Häusern an der wohlgepflegten breiten Thalstrasse. Wie schade, dass mir die Zeit fehlt, vorzudringen bis Schönwald und Furtwangen, bis Waldau und Lenzkirch, in die Uhrmacher- und Orchestriondörfer in den einsamen Thälern und Thälchen, die durch unsichtbare Fäden zusammenhängen mit den volkreichen Städten draus-

sen im Flachlande und drüben über dem Weltmeer! Nach einer Erfrischung im stattlichen Wirthshause, hart am Absturz des Baches, schicke ich mich an, längs des Falles durch den steilen Waldweg Triberg wieder zu erreichen. Leise zieht die Gutach

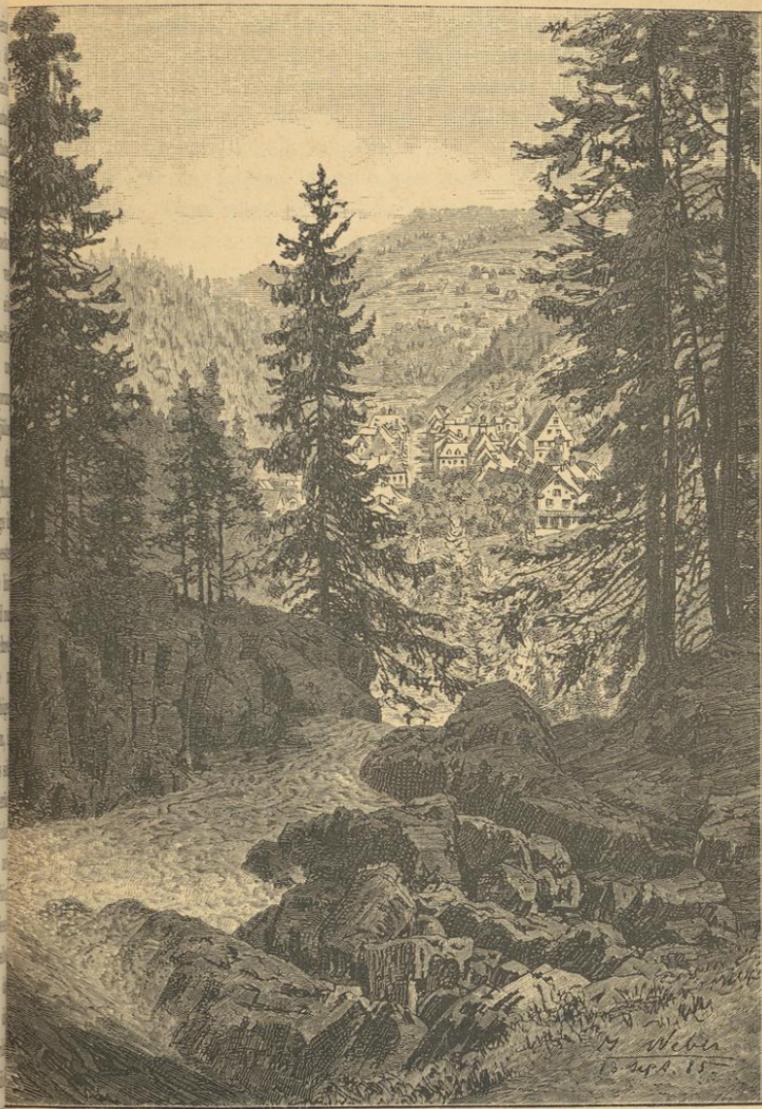


Partie am Wasserfall.

durch die Matten daher und sieht sich plötzlich am Rande des Abhanges. Als ob sie sich erschrocken die Augen zuhielte, verschwindet sie auf eine Weile vollständig zwischen den Felstrümmern und wagt dann erst den Sprung in die Tiefe. In sieben jähren Sätzen springt sie den 162 m hohen Berghang hinunter, und ich folge ihr auf einem der hübschesten Bergpfade, die ich je hinabgestiegen bin. Und nun soll ich den Fall beschreiben? Wasserstürze zu schildern, dem unruhigen Elemente nachzugehen, in Worte zu fassen, was sich jeden Augenblick verändert, was vor den Blicken zerrinnt, zertropft, zerstäubt, was sich verbirgt und wieder hervorschießt, was verschlingt und selbst verschlungen wird — das

ist ein Unterfangen, das wohl am besten unterbleibt, indem das Bild nicht zu fassen ist und noch weniger übermittelt werden kann. Komm Wanderer, bewundere — und begnüge dich hier mit der oben genannten Höhe, mit den oben genannten

er! Nach
m Abst
urch den
iehi die
Matten
ich plü
des Abh
ich ersch
zubielt
sie auf
ändig zw
rümern
erst den
In sieben
ringt sie
hen Berg
nd ich fol
der hübsch
die ich je
bin. Unt
Fall besch
sserstürz
em unruh
achzuehen
assen, wa
nblick von
or den B
ertropft,
sich ver
hervors
ngt und
a wird
bt, inden
mittelt wa
begnüge
en genau



Triberg vom Wasserfall aus.

ischen Absicht
nimmt noch F
berger W
bestehendes
wechseln ab
Block stützt d
auf einem, ein
eine Felsbank
sich und
schwankenden
nem sich am
men. Eine
Eingreifens d
Verlust geneig
Röhren, Rühr
und nur an e
blöcke in sch

In rühm
bis ins Detail
überspannen,
durch Hinfül
hinans, durch
Stellen. Das
überschauen
so höher und

Wir sind
schatten und
hellgrünen M
Wässerungsge
erreicht; doc
fortzusetzen,
Ortes Verga

Triberg w
sich von Nied
Qualgebiete d
robusten Stri

sieben Absätzen, mit den oben angeführten Verben und nimm noch Folgendes dazu: eine Eigenthümlichkeit des Triberger Wasserfalles bildet sein aus wirrem Felsgetrümmer bestehendes Bette. Blöcke von ungeheuren Dimensionen wechseln ab mit Geröll mittlern und kleinen Umfanges; ein Block stützt den andern, einer lagert sich auf zweien, mehrere auf einem, einer steht für sich selbständig da, einer ragt über eine Felsbank vor, es gibt sogar solche, die mitten im Bette stehen und Bäume und Buschwerk tragen, andere dienen schwankenden Stegen als Stützpunkte, und um andere klammern sich am Rande die Tannen mit weitgreifenden Wurzelarmen. Eine Folge dieses Gewirrs und des tausendfachen Eingreifens des festen Elementes in das sonst zu glattem Verlauf geneigte flüssige, theilt sich der Bach in tausend Rinnen, Röhren, Röhrchen und Stränge, wird zu Gischt und Schaum, und nur an einigen wenigen Stellen vermag er sich auf Augenblicke in schleierartigem Niedergang zusammenzuhalten.

In rühmlicher Weise ist dafür gesorgt, dass wir den Sturz bis ins Detail hinein bewundern können: durch Stege, die ihn überspannen, durch Lichtungen, die im Walde ausgehauen sind, durch Hinführung des Weges auf überhängende Felsköpfe hinaus, durch Pavillons und Ruhebänke an den pittoresksten Stellen. Dass man die sieben Fälle nirgends mit Einem Blicke überschauen kann, schadet nichts; der Sturz erscheint nur um so höher und mannigfaltiger.

Wir sind unten angelangt; nach dem dunkeln Tannenschatten und dem Wellengetöse erfreut uns der Anblick einer hellgrünen Matte, durch welche das Wasser murmelnd in Wässerungsgräben dahin eilt. Bald haben wir Triberg wieder erreicht; doch bevor wir zum Bahnhof eilen, um unsere Reise fortzusetzen, müssen wir schnell noch einen Blick thun in des Ortes Vergangenheit.

Triberg war ehemals der Hauptort der gleichnamigen Herrschaft, die sich von Niederwasser bis Furtwangen und Gütenbach erstreckt und die Quellgebiete der Breg, der Brigach und der Gutach umfasst, einen der rauhesten Striche des Schwarzwalds.

Wenn ein Gebiet den Druck der Feudalherrschaft schwer auf sich lasten gefühlt hat, so ist es die Herrschaft Triberg. Die Bewohner derselben waren leibeigen, und ihr Ländchen ging als Pfand in eine grössere Zahl von Händen über als je ein anderes. Von Vögten ausgesogen und gepeinigt, griffen die Triberger mehrmals zu den Waffen, um sich des Druckes zu entledigen, so im Jahr 1525, als in allen deutschen Landen die Bauern in wildem Aufruhr sich erhoben und wieder im Jahr 1642, wo sie nach arger Missregierung des fürstenbergischen Vogtes Fabri am zweiten Weihnachtstage das Schloss erstürmten und es einäscherten. Da baten sie die vorderösterreichische Regierung, sie wieder an sich zu ziehen und anerboten sich — sie, die Verpfändeten — an den Pfandschilling dreissigtausend Gulden zu bezahlen. Die Rückkehr unter das Erzhaus erwies sich aber als ein sehr beschränktes Glück, und wenn nicht durch Strohflechterei und Uhrenmacherei Verdienst ins Ländchen gekommen wäre, so hätte es die Steuern und Lasten kaum erschwingen können. In Folge der Rührigkeit der Triberger, ihres Kunstfleisses und ihrer Genügsamkeit hob sich das Uhrmacherhandwerk schnell zu grosser Bedeutung und wurde zur Fabrikation. Im Verschleiss ihrer Waaren unermüdlich, durchzogen viele von ihnen mit Schwarzwälderuhren auf dem Rücken alle Länder Europas. Sie wagten sich bis nach Russland und in die Türkei, wo sie sogar den Czaren und den Grosshern zu ihren Kunden zählten.

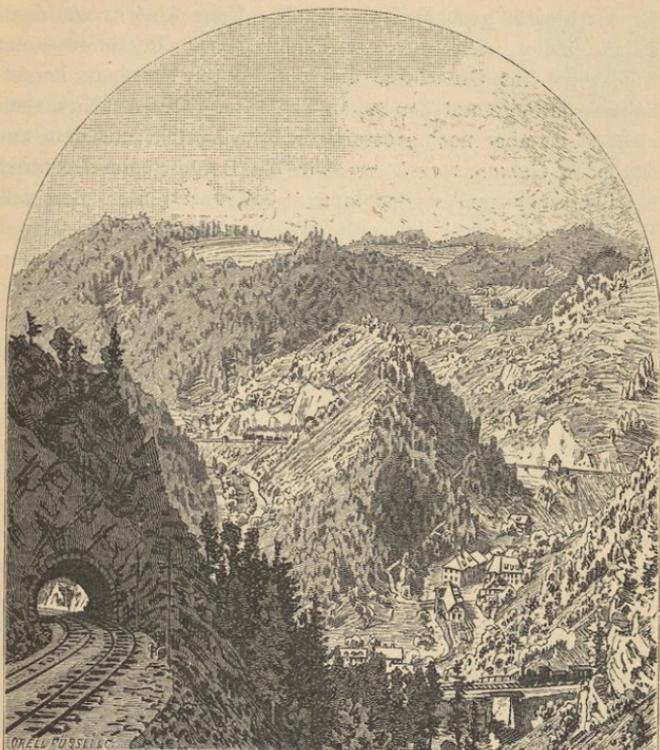
Triberg-Villingen.

Am Bahnhof zu Triberg besteige ich nach dem genussreichen Besuch des Städtchens und des Wasserfalles den Zug, der mich auf der grossartigsten Strecke der Schwarzwaldbahn den Bergwall hinan ins Donaugebiet hinüberbringen soll.

Das anmuthige Nussbachthal hinauf und an sonniger, der Mittagssonne zugewandten Berghalde hin führt die prachtvolle Landstrasse auf die Höhe der Sommerau. Der Bahn bot dieses Thal nicht Raum genug zu gehöriger Entwicklung, sie war gezwungen, den rechtseitigen Hang des Gutachthales und das kleine, weltabgeschiedene Thal von Gremmelsbach in Anspruch zu nehmen, um erst dann, hoch über der Landstrasse, im Nussbachthale, zur Wasserscheide hinauf zu gelangen. Die Bahnverwaltung hatte den glücklichen Gedanken, zur Sommerzeit dem Zug einen nach allen Seiten offenen Aussichtswagen



*Schlichte
beizugeben,
rieten de
in die Gro
Bahn zu g
einer wahr
So install
Wagen un
Thalmünd
Es folgt ei
bachthal h*



Rückblick oberhalb Triberg.

beizugeben, um dem Touristen den vollen Einblick in die Grossartigkeit ihrer Bahn zu gewähren und ihm die Fahrt zu einer wahrhaft genussreichen zu machen. So installirte ich mich denn in diesen Wagen und sagte, als der Zug an der Thalmündung vorüberfuhr, dem freundlichen Triberg Lebewohl. Es folgt ein kleiner Tunnel, dann geht's quer über das Nussbachthal hinein in den *Tribergerkehrntunnel* (Länge 820 m).

H. Mebel
15. April 1875

Er durchbricht grobkörnigen Granit. Beim Austritt aus demselben bietet sich uns zur linken Hand ein interessanter Niederblick ins Gutachthal und auf die von Hornberg heraufkommende Bahn auf der linken Thalseite. Der Ausblick thalabwärts ist aber noch grossartiger beim Austritt aus dem nun folgenden *Gumanstunnel*, wo wir die Berge gegen Hornberg hin übersehen und weiter hinaus Bergwall hinter Bergwall. Es folgen die drei kürzeren *Seelenwaldtunnels* (40, 64 und 195 m). Das Gutachthal entzieht sich nach und nach unserm Blicke; wir biegen in das Gremmelsbachthal ein, dessen rechte Wand zerrissen und felsig, da und dort mit Baumgruppen geschmückt, emporsteigt und einen wilden, hochgebirgsähnlichen Anblick gewährt; in der Tiefe aber liegt, ein Bild idyllischer Ruhe und Stille, das Dörfchen **Gremmelsbach** mit dem hübschen Kirchlein und einigen stattlichen Häusern nebena. Die Bewohner des Ortes, zu deren Ohr früher kein anderes Geräusch gelangte, als das Gemurmel ihres Thalbaches und das Rauschen des Windes im nahen Tannenwald, vernahmen nun mehrmals des Tages hoch über ihren Häuptern das Rasseln des Zuges, der vorüberfährt und werden durch dasselbe sogar des Nachts aus ihrem Schlummer aufgeschreckt. O unruhige Neuzeit: das „fernste, tiefste Thal“ ist vor deinem aufregenden Getöse nicht mehr sicher!

Der gegen seine Unterthanen stets rücksichtsvolle Kaiser Joseph II. löste den kleinen Ort vom Pfarrverbande mit dem entfernten Nussbach los, und die „zwölf ganzen und acht halben Bauern“ von Gremmelsbach erhielten zu bequemerer Erlangung ihres Seelenheils ihre eigene Kirche.

Nur wenige Sekunden ist es uns vergönnt, ins liebliche Thälchen hinabzuschauen: es verschlingt uns von Neuem der Erdengrund. Wir fahren ein in den zweitlängsten Tunnel der Bahn, der sich nach dem eben gesehenen Dörfchen benennt (Länge 911,50 m). Er durchbricht den Berg, welcher das Nussbachthal vom Gremmelsbachthale scheidet. Nun gilt's, die Stellung zu wechseln und nach rechts hinabzuschauen, wo wir so manches Bruchstück der zurückgelegten Bahnstrecke

überblicken
Karte in
seligen An
zurecht fi
von hoch ü
Tunnels ei
nach den O
Hohen (32
Kriehenloch
Farrenhalde
Tannenwal
Schieferhal



überblicken, dass wir uns ohne eine Karte in der Hand oder einen leutseligen Ingenieur an der Seite, kaum zurecht finden können. Rasch lösen nun hoch überm Dorfe *Nussbach* mehrere Tunnels einander ab; sie sind benannt nach den Oertlichkeiten *Gaisbach (48 m)*, *Hohnen (323 m)*, *Grundwaldbach (373 m)*, *Krähenloch (216 m)*, *Sommerberg (48 m)*, *Farrenhalde (308 m)*, *Steinbiss (60 m)*, *Tannenwald (162 m)*, *Tannenbühl (20 m)*, *Schieferhalde (88 m)*. Die kurzen Strecken



Gremmelsbach.



Nussbach.

im Freien, die sich uns zwischen diesen Gallerien bieten, gehören mit ihrem Niederblick in das überaus liebliche Nussbachthal zum Schönsten, was die Schwarzwaldbahn aufweist; überall erblicken wir grünes Wiesengelände, durch welches sich, in der Sonne glitzernd, Wässerungsgräben ziehen, hübsche Bauernhäuser an den Halden, kleine Waldparzellen auf den vorspringenden Felsköpfen, Wege, die im Zickzack bergan steigen — es ist eine wahre Lust und Augenweide! Ein gar hübsches Bild gewährt das Kirchlein auf dem Friedhof von Nussbach, das tief, beinahe senkrecht unter uns in heller Betünchung sich vom Grün des Thalgrundes abhebt. Doch „kaum gedacht, ist der Lust ein End gemacht“, es wölben sich über uns stets von Neuem die Tunnels und lassen uns das Nussbachthal nur bruchstückweise sehen. Reizen dich

aber diese
Thal ein
Morgen,
und wand
der schön
Sommerau
Auge und
du kaum
Ein l
sind auf
Bahn (83
sich's nie
wo dieser
steigen un
welcher d
scheide sit
Donau, die
Die h
theilig ihr
die Mätter
Häusern s
und den w
viel Schme
auch zieh
die Häuse
lomscher
Winter ist
fröstelnde
überfahren
Sommersz
der oberst
und blom
In le
langen w
Höhe ein
grosser K

aber diese lieblichen Bruchstücke nicht, lieber Wanderer, das Thal einmal im Zusammenhang zu sehen? Nimm eines schönen Morgens, wenn du nach Triberg kommst, den Stab zur Hand und wandere auf der ausgezeichnet angelegten Strasse, die der schönen Anblicke so viele bietet, über Nussbach nach der Sommerau und St. Georgen. Einen schönern, erfrischendern, Auge und Herz mehr erquickenden Morgenspaziergang wirst du kaum machen können.

Ein langer Tunnel noch, der längste (1697 *m*), und wir sind auf der Station **Sommerau**, dem höchsten Punkte der Bahn (832 *m* über Meer) angelangt. Die Landstrasse macht sich's nicht so leicht wie der Schienenweg. An der Stelle, wo dieser in den Berg eindringt, beginnt jene nochmals zu steigen und keucht den Berg hinan zur Passhöhe empor, auf welcher das Wirthshaus zum Rössle so genau auf der Wasserscheide sitzt, dass eine seiner Traufen das Dachwasser an die Donau, die andere das ihrige an den Rhein abgibt.

Die hochgelegene Gegend der Sommerau sieht, so gegen-
theilig ihr Name klingt, etwas winterlich aus. Baumlos sind die Matten, Gebüsch und Laubwerk sind verschwunden; den Häusern sieht man es an ihren zerwaschenen Schindeldächern und den wettergrauen Bretterwänden an, dass sie viel Regen und viel Schneegestöber auszuhalten haben und nur langsam trocknen; auch ziehen sie ihre Dächer noch tiefer über sich herab als die Häuser drunten im Gutachthale. Der Volksmund legt in komischer Weise den Namen der Sommerau also aus: im Winter ist's hier oben kalt und im „Sommer au“. Eine weniger fröstelnde Auslegung ist die, welche ich eines Tages beim Vorüberfahren von einem Schwarzwälder vernahm; er meinte, zur Sommerszeit bilde diese Hochfläche, die reichlich vom Wasser der obersten Donauquellen getränkt ist, eine liebliche Au, bunter und blumenreicher als man es, so hoch oben, vermuthen sollte.

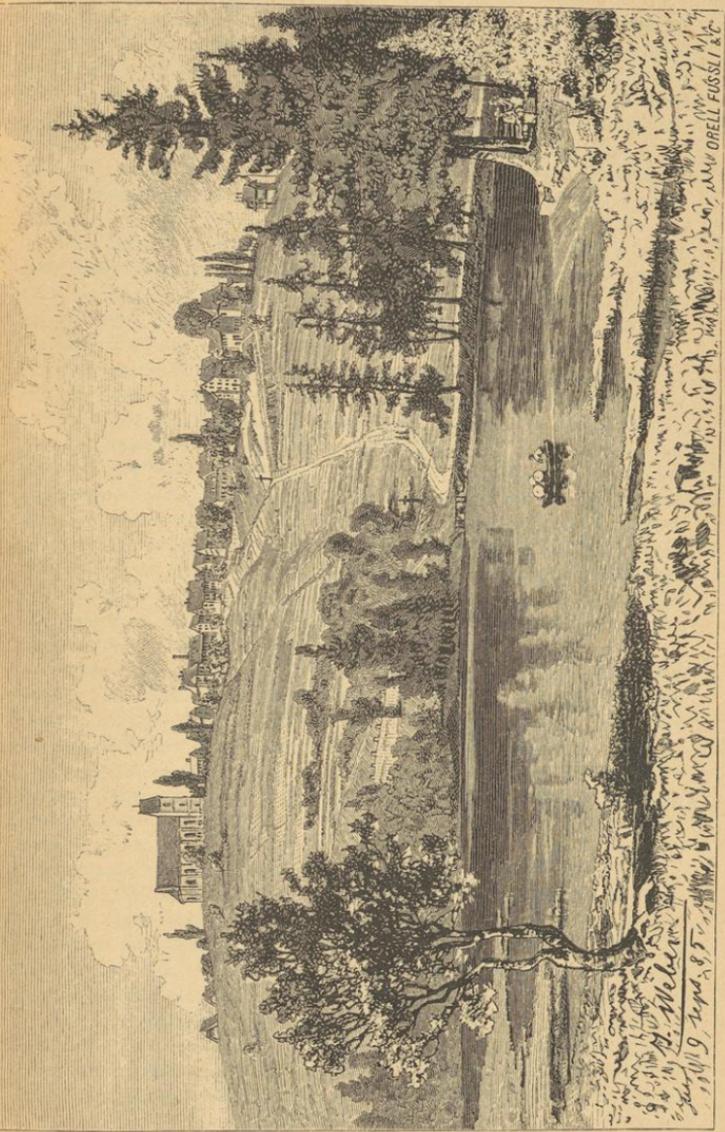
In leichtem Gefälle führt die Bahn weiter, und bald gelangen wir an einen lieblichen kleinen See, auf den von der Höhe einer breiten Bergstufe eine stattliche Ortschaft mit grosser Kirche herniederschaut, der industriereiche, weit bekannte

Flecken **St. Georgen**. Die katholisirende Heiligkeit des Namens lässt den, welcher hier herum fremd ist, kaum vermuthen, dass die grosse Kirche droben nicht dem katholischen, sondern dem evangelischen Kultus dient, und dass er sich hier, wie drunten in Hornberg, auf ehemals württembergischem, protestantischem Boden befindet. Allein dieser Name greift zurück in längst vergangene Tage, wo eine auf dem Grund der alten Kirche fussende fromme Stiftung, die ehemalige Benediktinerabtei St. Georgen, weitem in diesem rauhen Berglande zivilisirenden und später weltlich dominirenden, mächtigen Einfluss übte. Was liegt nicht alles zwischen den Tagen, wo die ersten Axtstreiche der frommen Mönche St. Benedicti im wilden Forst erklangen und denen, da der Bahnzug am Fischweiher des verschwundenen Klosters vorübersaust?

Zwei der Welt überdrüssig gewordene schwäbische Ritter, Hezilo und Hesso, wollten die „Zergänglichkeit und Glori“ dieser Welt verlassen und stifteten zu diesem Zweck eine „Zellen in der Ehr des Ritters St. Jergen“, und zwar zu Walda im Eritgau, unweit des Bodensees. Die Stiftung geschah den 4. Januar 1083. Sie baten den Abt Wilhelm der Abtei Hirschau, das Kloster nach der Regel des hl. Benedikt einzurichten. Wilhelm, ein strenger, die Welt und ihre Lust verabscheuender Mann Gottes, fand die Gegend des Eritgaus, welche belebte Strassen durchzogen, ungeeignet und sandte „Rupertum seinen Discipel“ nach Rom, den Pabst um die Erlaubniss zu bitten, die junge Stiftung verlegen zu dürfen. Er suchte in den rauhesten Gegenden umher und fand endlich „einen hohen braiten Bühel in *vertex Alemaniae*“, auf dem Scheitel Alemanniens, dessen Lage ihm einsam, wild und rauh genug schien, um die Weltlust nicht aufkommen zu lassen. Den 22. April 1084 kamen die Stifter, die ihre Güter dem Kloster übergeben hatten, als „*pauperes Christi*“, um Christi willen Armgewordene, auf der Waldhöhe an; der Forst wurde gereutet, Zellen und eine Kapelle erbaut, und nachdem Hezilo im Jahre 1085 die Gebeine von elf seiner Vorfahren ins neue Gotteshaus übergeführt hatte, legte er sich selbst darin zur Ruhe im Jahre 1086. Das Kloster gelangte später unter der Leitung seines Prälaten Theoger, der dann 1118 zum Bischof von Metz ernannt wurde, zu Bedeutung und erwarb sich weitläufigen Besitz. Durch Ankauf der Kastvogtei, die zuerst den Zähringern, dann den Grafen von Falkenstein zustand, erlangte das Haus Württemberg entscheidenden Einfluss auf die Geschieke der Abtei. Zur Zeit der Reformation aber verwandelte Württemberg das Schirmrecht in die Landeshoheit und suchte das Stift zu reformiren. Da die Mönche sich widersetzten, wurden sie vertrieben und liessen

heiligkeit des
nam vernach
ischen, sonde
ich hier, wie
em, protestan
zurück in
nd der alten
ge Benefizien
rglande nicht
tigen Einflu
t, wo die esse
dioti im wild
am Fischweib

wäische Rite
ri" diese Wahr
hr des Ritters
es. Die Schatz
der Abtei Ein
Wülhelm, ein
Gottes, fand d
ungeeignet un
st um die Bräu
suchte in den
bräuten Bild
a Lage ihm ein
kommen in den
dem Kloster für
Armgevorben
und eine Kapel
von elf seiner
sch selbst den
ster der Leber
von Metz em
sitz. Durch die
Gräfen von
idenden Einfl
er verwandte
achte das Bild
sie vertrieben



St. Georgen.

St. Georgen.
1841, 9. April, 8. 5. v. M.
J. Meber
W. Orell Fussli & C.

sich im be
erbauten.
erwies d
1800 aber,
worden wa
leben hat
doch der R
naber einz
ungische M

Vom eh
noch wenige
auch der Na
higets knüpf
riebenen Ko

Als man
ng, die Sus
weit den Ber
gespannt wa
nicht von de
und bewirkte
Fahrtleute in
Ehrlichkeit

Zu den heilig
die Oberfläch
der Tiefe die
und die verlic

Doch las
vitz der greif
überaus rühr
schwarzwäldi
werkzeugfahr
küstern, Uhr
zweige, die
lassung gebe
dem Abhang

Nun abe
in einer der
wollen wir s
leichten Um
machen vers

Der „So
rüh dieses V
des Tannen
lassen, als

sich im benachbarten Villingen nieder, wo sie sich ein neues Kloster erbauten. Dieses theilte mit der Stadt gute und schlimme Tage und erwies derselben durch seine gute Schule wesentliche Dienste. Im Jahre 1806 aber, nachdem Villingen dem Grossherzogthum Baden einverleibt worden war, wurde es aufgehoben. Eine Reihe von sechs und vierzig Aebten hat über das Kloster regiert und nicht ohne Interesse wäre es — doch der Raum widersetzt sich — auf dessen interessante Geschichte näher einzugehen, die, besonders aus der Zeit der Glaubensänderung, tragische Momente aufweist.

Vom ehemaligen Kloster sind auf dem Hügel von St. Georgen nur noch wenige Ueberbleibsel vorhanden. An dasselbe mahnt beinahe allein noch der Name des Fleckens. An den Teich aber zu Füssen des Klosterhügels knüpft sich folgende, wohl in der gereizten Phantasie eines der vertriebenen Konventualen entstandene Sage:

Als man zu St. Georgen zur ersten lutherischen Predigt die alte Glocke zog, die Susanne geheissen, fiel sie vom Thurme und rollte eine Strecke weit den Berg hinab. Man lud sie auf einen Wagen, woran zehn Ochsen gespannt waren, um sie wieder hinaufzuführen; allein der Wagen war nicht von der Stelle zu bringen. Alles Ziehen und Stossen war umsonst und bewirkte schliesslich, dass Alles zusammen, Ochsen und Wagen und Fuhrleute in buntem Gewirr in den Weiher hinabrollte, wo die ganze Herrlichkeit versank, ohne dass je wieder etwas davon gesehen wurde. Zu den heiligen Zeiten jedoch kräuselt sich auch bei windstillem Wetter die Oberfläche des kleinen Gewässers, und wer feine Ohren hat, hört aus der Tiefe die Ochsen brüllen, die Fuhrleute mit den Peitschen knallen und die verlorne Glocke läuten.

Doch lassen wir auch hier wieder die verzauberten Dinge und gehen wir der greifbaren und sichtbaren Wirklichkeit nach. St. Georgen ist ein überaus rühriger Ort und nimmt eine hervorragende Stelle unter den schwarzwäldischen Fabrikorten ein. Neben bedeutenden Uhren- und Uhrwerkzeugfabriken treffen wir dort die Fabrikation von emaillirten Zifferblättern, Uhrkastenschreinerei, Strohhutfabrikation und andere Gewerbszweige, die zu bedeutendem Verkehr und weitreichendem Handel Veranlassung geben. Ein chaletartiges Ausstellungsgebäude erhebt sich auf dem Abhange vor dem Flecken und zeugt von St. Georgens Gewerbefleiss.

Nun aber, da wir uns auf dem „Scheitel Alemanniens“, jedenfalls in einer der höchstgelegenen Ortschaften des Schwarzwaldes befinden, wollen wir schnell einen Blick über das ganze Land hin thun und uns in leichten Umrissen ein Bild von demselben und von seinen Bewohnern zu machen versuchen.

Der „Schwarzwald“, *la Forêt noire, la Foresta nera!* welche Bilder ruft dieses Wort nicht wach, weniger bei uns, die wir ans Schwarzgrün des Tannenwaldes gewöhnt, des Wortes eigentliche Bedeutung leicht fassen, als bei den Bewohnern des hellen Südens, welche sich die so

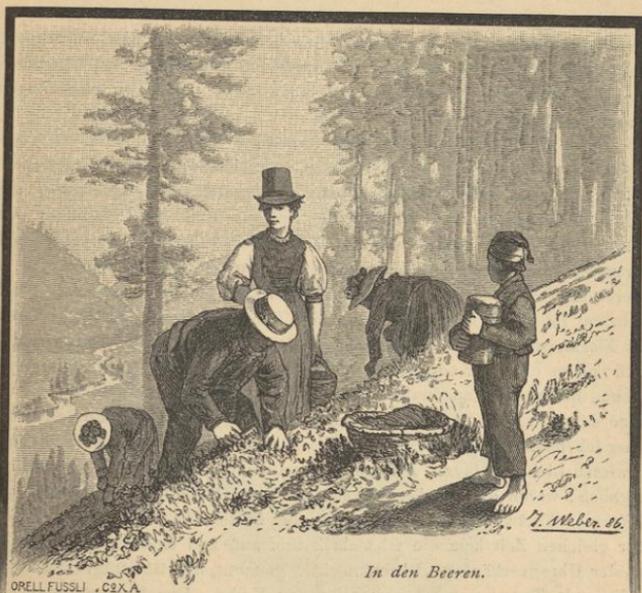


861601

Schwarzwäldertrachten.

benannte Gegenstände
haben aller Art
andere erscheinen
Die Thäler
Weiler, stattliche
Thal und Höhen
und Gewerke
wie aus hienwen
gegeben, wie
in unendlicher
Schnee auf ih
Kristallen! K
so gefürchtete
und ein Wohl
Keltisches
wälder, sie un
nach ihrer Be
Es mag sein
Altmannen in
mit deutschen

Die badische



In den Beeren.

benannte Gegend als mit undurchringlichem Dickicht erfüllt, voller Gefahren aller Art, als ein Land des Schreckens denken. Und wie so ganz anders erscheint sie dem Wanderer, der sie durchzieht!

Die Thäler sind so freundlich, überall hübsche Dörfer, heimelige Weiler, stattliche Bauernhöfe, musterhaft gehaltene Strassen, welche über Thal und Höhen ziehen, klare Bäche in allen Gründen, an denen Mühlen und Gewerke klappern und überall emsig thätige, zutrauliche Leute, wo wir uns hinwenden. Und der Tannenwald, der dem Bergland den Namen gegeben, wie spendet er im Sommer erquickenden Schatten und Beeren in unendlicher Fülle, wie erfreut er das Auge zur Winterszeit, wenn der Schnee auf ihm liegt oder der Duft ihn ziert mit seinen wunderbaren Kristallen! Kommt her, ihr Bewohner mittäglicher Gaue, in die von euch so gefürchtete *Foresta nera*, und es wird ein Zauber über euch kommen und ein Wohlbehagen, wovon ihr keine Ahnung hattet!

Keltisches Blut, behaupten Einige, fliesse in den Adern der Schwarzwälder, sie unterscheiden sich wesentlich dem Schläge nach, sowie auch nach ihrer Beschäftigungsweise von ihren blonden schwäbischen Nachbarn. Es mag sein, dass sich keltisches Volk zur Zeit des Vordringens der Alemannen ins dichte Waldgewirr zurückgezogen hat; allein die Mischung mit deutschem Blute hat das gallische Wesen, wenn solches je vorhanden

Die badische Schwarzwaldbahn.

war, bis auf geringe Spuren ausgelöscht. Dass die Schwarzwälder, die ihr rauhes Land nicht zu nähren vermochte, zu Handel und Gewerbe ihre Zuflucht nahmen, eher als das Nachbarvolk im fruchtbaren Schwabenlande, liegt in der Natur der Sache und setzt nicht unbedingt eine Rassenverschiedenheit voraus.

Die Thätigkeit des Schwarzwälders übte sich früh schon an demjenigen Material, das er vor der Thüre in unerschöpflicher Menge gleich zur Hand hatte, am tannenen Holze. Er wurde zum Holzhauer, zum Schindelmacher, zum Säger, zum Latten- und Bretterhändler, zum Kübler, Drechsler und Schnitzler. Er verbesserte, er düffelte aus, er versuchte, aus wenigen Rädern eine Uhr zu machen; einfach war sie zuerst, mit einem grossen, papierbeklebten Zifferblatte; er zog mit seinem Fabrikat im Gebirge umher, wagte sich über den Rhein, in die Schweiz, ins Elsass, wo bald in Tausenden von Bauernstuben das „Schwarzwälder-Zitli“ neben der Thür oder im Winkel beim Ofen, unablässig sein heimeliges Ticken hören liess, so unablässig, dass die Leute des Hauses nicht mehr ohne dasselbe sein konnten und das „Zitli“ für sie beinahe die Bedeutung einer lebenden und lebenbringenden Persönlichkeit annahm, der sie mit einer gewissen Liebe anhängen. Die ersten Familien, die sich mit der Uhrmacherei abgaben, waren die Familien *Kreuz* auf dem Glashofe bei St. Peter und *Düger* in Fortwangen und zwar in der Mitte des XVII. Jahrhunderts. Zur gleichen Zeit kam die Glasfabrikation auf, und bald wurden Schwarzwälder Uhrenverkäufer, „Uhrenknechte“ genannt, und Glasträger besonders auffallende Typen unter dem hausirenden Volke. Der Verkauf ging gut, immer mehr Hände beschäftigten sich mit der Uhrmacherei und immer mehr Köpfe sann am Uhrwerke herum, so dass sich das Fabrikat hob und vervollkommnete. Spielereien, die an den Uhren angebracht wurden, Vogelruf, Trompetensignale, automatische Figuren, erforderten komplizirten Mechanismus, der nach und nach zur Vervollkommnung auch des Wesentlichen führte. Die Uhrenhändler lernten den Geschmack fremder Länder kennen; das einfache Kästchen der Uhr wurde zum eleganten Gehäuse, das rohe Zifferblatt zum hübschen Emailschild. Die Uhrmacherei schwang sich zu einer weltberühmten Industrie empor, besonders als der so rührige, vorsorgliche badische Staat durch Uhrmacher- und Gewerbeschulen, sowie durch Gewerbemuseen zu Hülfe kam. Schwarzwälder Häuser haben Filialen in den Verkehrscentren der alten und der neuen Welt, und die Schwarzwälderuhr sagt den fernsten Nationen, wie spät es ist. Etwa 18,000 Menschen finden in der Schwarzwälder Uhrmacherei ihr Auskommen, und während im Jahre 1797 etwa 75,000 Stück Uhren ausgeführt wurden, kommen heute deren dritthalb bis vier Millionen in den Handel.

Kuckuck- und Trompeteruhren führten zu einer Zweigfabrikation, die täglich zu grösserer Bedeutung gelangt, zur Fabrikation der Orchestrions, der automatischen Musikwerke, welche die komplizirtesten Piecen ausführen. Diese Kästen, aus denen ein ganzes Orchester herauströmt, mit allen Nüancen,

mit dem Gefühl beinahe, das der Kapellmeister seinen Musikern einzuflößen bestrebt ist, gelangen nach und nach zu einer Vollkommenheit, bei der es dem Hörer ganz unheimlich zu Muthen wird. Dem Holz und dem Metall ist Leben eingehaucht, der tönende Kasten scheint ein von Leidenschaften erregtes, von Liebe entzücktes, von Traurigkeit undüsteres Herz zu haben. Und dabei steht er stets so ruhig an der Wand, jederzeit zum Dienste bereit und wie viel leichter zu behandeln als nur vier Musiker, die sich zu einem Quartett zusammenthun! Das grösste Verdienst um die Vervollkommnung solcher Orchesterwerke kommt den Brüdern Martin und Karl Blessing im stillen Bergthal von Unterkirnach zu. Die Orchestronfabrikation wird besonders schwunghaft betrieben in Kirnach,



Peterzell.

Furtwangen, Föhrenbach, Schönwald, Villingen und Freiburg und ihre Erzeugnisse gehen in die fernsten Gegenden, besonders dahin, wo lebendige Orchester nicht zu haben sind.

So entströmt diesem stillen, lauschigen Schwarzwald manigfaches Leben, das ausgeht in alle Welt, überall tickt es von seinen Uhren, deren Glöcklein schlagen, deren Kuckucke rufen, deren Trompeter blasen, und seine Orchestrons spielen zum Tanze auf und bringen mit ihren Stücken Abwechslung und Heiterkeit hervor auf den einsamen Schlössern Russlands, wie in den entlegenen Faktoreien Nordamerikas.

Nun geht's, nachdem wir von St. Georgen aus Rundschau gehalten, weiter; bald ist die Station **Peterzell-Königsfeld** erreicht. Gar anmuthig nimmt sich das Peterzeller Kirchlein



Königsfeld.

aus mit seinem gothischen Chor und den Häusern, die es umgeben. Es sei, sagen die Geschichtskundigen, schon zu Karls des Grossen Zeit vom Kloster Reichenau erbaut worden. Württembergisch gewesen, gehört Peterzell mit St. Georgen und mehreren benachbarten Ortschaften der evangelischen Kirche an, und nur noch der Name mahnt an die katholische Zeit.

Es lohnt sich der Mühe, von Peterzell aus einen Abstecher zu machen nach dem nicht ganz eine Wegstunde seitwärts liegenden **Königsfeld**, dem waldumfangenen Herrnhuterorte. Durch einen prächtigen Forst, in dessen grüne Tiefe hineinzuschauen uns ernst und ruhig stimmt, gelangen wir zu dem stillen Dorfe. Aus seiner Mitte ragt die stattliche Gebäulichkeit des Betsaales mit dem kleinen Thürmchen auf dem Dach empor. Nach einem bestimmten Plane reiht sich Haus an Haus, alle zierlich und äusserst sauber aussehend. An der Ecke der Königsfelder- und Villingerstrasse steht das „Gasthaus zur Brüdergemeinde“, welches von der Gemeinschaft betrieben wird. Der Wirth ist nur Verwalter des Hauses. Kein Gelage wird darin geduldet und weder Fluchen, noch ungeziemender Scherz. Arme Leute, welcher Religion und Abkunft sie seien, erhalten hier Speise und Trank, müssen aber dafür während einiger Stunden Arbeit auf dem Felde oder im Hause verrichten. Den Sommer über weilen im Gasthaus „zur Brüdergemeinde“ zahlreiche Kuranten, meistens solche, denen neben ländlicher Stille und den Spazier-

gingen durch
gelehrte Wesen
rungen.

Die zwei von
in Mädchen ein
Dorf einzog, rück
und unter Trom
lische junge Le
is düstere Kopf
der Strasse Stehe
Mädchen nach, al
kühnen der Brüde
in in unserer m
Lebens abzieht.

Zu läugnen i
heit der Leute, d
Eindruck auf jed
spielbild nie Proz
Festmengen unbe
getische königste
anzuwenden der
Anerkennung zoll

Der Friedhof
des Waldes, ja b
mit streuen ihre
geleckt und mit
der Platte ist nie
seines Gelahrtsor
abheben in der G
dürftigen Gegende
Taufung fried
Kämpfosten gebil
religiösen Inhal
den Gelehrten hin
Fäden durchzog
ein Ort ist, wohl
den Tod nichts g

Am Baine u
der Hürtenhof, d
der Brüder ist. S
frei, der manig
untersteht, hatte
dem Gedanken u

gängen durch die herrlichen Wälder das friedliche, in sich gekehrte Wesen der Herrnhuter und ihre religiösen Uebungen zusagen.

Die zwei vorzüglich eingerichteten Erziehungsanstalten für Knaben und für Mädchen sind in schönen Gebäuden untergebracht. Eben als ich ins Dorf einzog, rückten die Zöglinge der Knabenanstalt mit fliegender Fahne und unter Trommel- und Pfeifenklang zu militärischem Exercitium aus, hübsche junge Leute und kleine Knirpse, denen man alles eher ansieht, als düstere Kopfhängerei. Mit einigem Interesse schauten ihnen die an der Strasse Stehenden und die im Garten des Töchterpensionats spielenden Mädchen nach, als sie vorüberzogen. So regt sich also auch im gottseligen Schoss der Brüdergemeinde Kriegs- und Jugendlust, sowie die Neugierde, die in unserer menschlichen Natur liegt und uns gar oft vom Ernst des Lebens abzieht.

Zu läugnen ist nicht, dass die Sauberkeit des Dorfes, die Freundlichkeit der Leute, die Gesetztheit, die aus ihrem Wesen spricht, den besten Eindruck auf jeden Besucher machen. Wenn er dann hört, dass in Königsfeld nie Prozesse vorkommen, dass in den Gemeindeangelegenheiten Parteilungen unbekannt sind und dass man in den Protokollen der Strafgerichte königsfeldische Namen umsonst suchen würde, so darf er wohl unumwunden dem Herrnhuterorte und seinen Bewohnern Achtung und Anerkennung zollen.

Der Friedhof der Gemeinde liegt draussen vor dem Dorfe am Rande des Waldes, ja beinahe im Walde selbst. Herrliche Bäume umstehen ihn und streuen ihren Schatten auf die Grabhügel, die alle mit Steinplatten gedeckt und mit Blumen umsäumt sind. Ein Grab ist wie das andere, auf der Platte ist nichts zu lesen als der Name des dort Ruhenden und der seines Geburtsortes. Elsass, Württemberg und die deutsche Schweiz scheinen in der Gemeinde stark vertreten zu sein, denn Ortsnamen aus den dortigen Gegenden kehren auf den Grabplatten häufig wieder. Eine leichte Umzäunung friedigt das Todtenfeld der stillen Brüder ein; die zwei aus Holzpfosten gebildeten Eingänge, auf deren leichten Bedachungen Sprüche tröstlichen Inhalts angebracht sind, stehen offen, und mitten zwischen den Gräbern hindurch führt ein Weg in den angrenzenden, von schönen Pfaden durchzogenen Wald; man sieht, dass der Friedhof für die Brüder ein Ort ist, wohin sie gerne ihre Schritte lenken, dass aber ihr Sinnen an den Tod nichts gemein hat mit dem düstern *Memento mori* der Karthäuser.

Am Raine unterhalb des Friedhofes wird uns ein Bauernhof gezeigt, der *Hörnleshof*, zu dem all' das Land gehörte, das gegenwärtig Eigenthum der Brüder ist. Schon der Gründer der Herrnhutergemeinde, Graf Zinzendorf, der mannigfache Beziehungen mit religiös gesinnten Württembergern unterhielt, hatte seine Blicke nach dieser Gegend gerichtet. Er ging mit dem Gedanken um, in dem verödeten Kloster St. Georgen ein Seminar für

Gemeindediener zu gründen, kam aber, vom Tode ereilt, nicht zur Ausführung des Planes. Doch behielten die Herrnhuter den Schwarzwald im Auge, dessen Ernst und Stille sie mächtig anzog. Der schlecht bewirtschaftete, herabgekommene Hörnleshof, beinahe rings von Wald umgeben, wurde 1804 von ihnen angekauft, und aus der öden Wildniss wurde bald eine blühende Kolonie mit wohlgepflegten Gütern und saubern Wohnstätten. Am 2. März 1810 wurde der erste Baum zum Bau des Kirchensaales gefällt, und am 20. Juni fand unter religiöser Feier die Grundsteinlegung statt. Der Saal ist von der grössten Einfachheit; die puritanische Schmucklosigkeit kann wohl kaum weiter getrieben werden. Ebenso einfach und jedes Zeremoniells entbehrend ist der Gottesdienst.



Bauernhaus im Brigachthal.

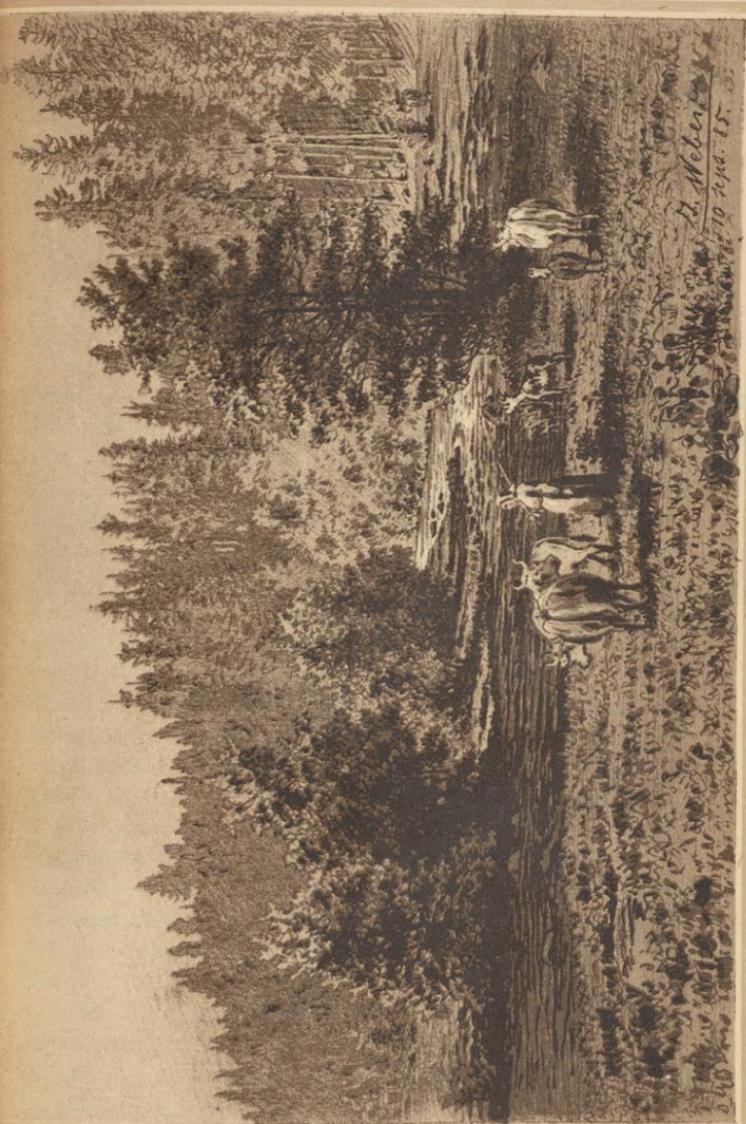
Dabei singen aber die Brüder und Schwestern ihre Choräle mit einer Inbrunst, um die sie ein Kind der Welt beneiden darf.

Nicht unbefriedigt verliess ich das stille Dorf; doch als ich den Wald hinab gegen Peterzell kam und von Weitem den lustigen Eisenbahnzug heranbrausen hörte, der uns von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und hinein in das Treiben und Wogen der Welt führt, musste ich mir gestehen, dass meine Seelenstimmung wohl nie zu derjenigen der frommen Brüder passen wird, dass der Welt anzugehören und mitten in ihr an ihrem Werke zu schaffen ein ebenso hehrer Beruf ist, als das stille Wirken der Wenigen, die sich, ihrem Herzensdrange

ilt, nicht zu la
en Schwerm
Der schließ
ings von Wäl
des Wälsch
ern und m
um am De
gäugiger F
n Einblat
getrieben
der Götter



ülle mit eine
Dorf; doch
i von Wä
der uns
in das Tre
gestehen, d
der from
und mite
Beruf ist
Herrens



*H. Mebert
1840*

Art. Anst. Orell Füssli & Co. Zürich.

Bei Kirmach.

folgend, an
sich die V
tödeln,
Herz vers
lesen, wa
zu versage

Durch
Anhöben t
weiter. In
Erzgebirg
Tage treten
Schleusen
Wassers,
Erzgebirg
steigt der
horde zu i
das sich u
Minute, wi
sches Vieh
des vorübe
an den Th
am Gestäu
nimmt der
volggeflie
wege die T
Felsen, un
lässt, seher
Dahelänke
Waldeigen
es neben
heit des
weiss.

Im W
herkommen
Ermach
ist nichts

folgend, aus ihr zurückziehen oder wenigstens so viel als möglich die Verbindung mit ihr lösen. Diese Wenigen aber zu tadeln, wenn sie thun und leben, wie es ihnen Sinn und Herz vorschreibt, wäre ebenso ungerecht, als ihnen Angesichts dessen, was sie leisten und was sie sind, unsere hohe Achtung zu versagen.

Durch grüne Gründe, welche zu beiden Seiten waldige Anhöhen begrenzen, führt uns der Zug von Peterzell aus weiter. In manigfachen Krümmungen durchheilt die junge Brigach die stillen Auen; manchenorts schäumt sie über zu Tage tretendes Gestein dahin, und anderswo gibt sie, durch Schleusen aufgehalten und geschwellt, einen Theil ihres Wassers, an zackig verlaufende, Bewässerungsrinnsale ab. Erlengebüsch beschattet sie da und dort, und stellenweise steigt der Tannenwald über die seitlich sich erhebenden Felsborde zu ihr herunter. Zur Vollendung des lieblichen Bildes, das sich uns in steter Abwechslung, so zu sagen nach jeder Minute, wieder neu vor die Augen stellt, gewahren wir hübsches Vieh am Bachesrand, das glotzend nach dem Ungethüm des vorübersausenden Zuges aufschaut oder flinke Ziegen, die an den Thalborden hinaufklettern und langgestreckten Halses am Gestäude naschen. Je weiter wir kommen, desto mehr nimmt der seitlich emporsteigende Wald den Charakter eines wohlgepflegten Parkes an. Aus den Gründen führen Stufenwege die Thalhänge hinan, Schutzlehnen zeigen sich über den Felsen, und wo uns eine Lücke ins Innere des Holzes blicken läßt, sehen wir an hübschen Stellen wohlgepflegte Pfade und Ruhebänke. Es ist das Forstamt von Villingen, das hier, im Waldeigenthum der Stadt, vorsorglich waltet und beweist, dass es neben dem Nutzen auch die Reize und die ernste Schönheit des Waldes zu schätzen und zur Geltung zu bringen weiss.

Im Walde an einsamem Orte, da wo, vom Kesselberge herkommend, die Kirnach in die Brigach fällt, liegt die Station Kirnach — für den Fremden etwas unmotivirt — denn ringsum ist nichts als Wald, kein Kirchthurm erhebt sich, wir sehen

keine Spur weder von Dorf noch Gehöfte. Die Gemeinden Unter- und Ober-Kirnach liegen rechts, thalaufwärts, nicht als geschlossene Dorfschaften, sondern über die Gründe und Höhen in einzelnen Häusergruppen und Höfen zerstreut.

Die Station Kirnach, die vom grünen Walde umrauscht ist und in dessen kühlendem Schatten ruht, ist ein gar liebliches Plätzchen. Wer hier einzusteigen hat, kommt gerne ein halbes Stündchen zu früh an, und wer aussteigt, der hat es nicht allzu eilig, den Ort seiner Bestimmung zu gewinnen, denn gut ist der Wein, den der hiesige Wirth im Keller hat und munter zappeln die Forellen, die ahnungslosen, nach denen er draussen im Fischtroge die Hand ausstreckt, falls nach solchen unser Gelüste steht. Sich hier einige Tage aufzuhalten, muss eine vortreffliche Erholung sein: die freie würzige Luft des Waldes, die den Ort umspielt, der kühle Schatten überall, die mannigfachen Wege, die unter den Wipfeln der Tannen dahinführen, die Aussicht von den Hügeln und den Waldlichtungen aus, die Stille ringsum und im Hintergrunde die freudige Zuversicht, dass sich der vorsorgliche Wirth unterdessen vorbereite, uns an seinem Herde ein freudiges Wiedersehen zu bereiten, welche Fülle von Garantien für kräftige Stärkung Leibs und der Seele! —

Doch für heute ist hier so süßes Verweilen nicht gestattet, die Lokomotive pfeift dem Zug, ihr zu folgen, und bald verschwindet der Wald hinter uns; wir fahren ein in ein offenes, weit sich dehnendes Gelände, aus dem rechts drüben Thürme emporragen und wo über zahlreichen Dächern gastlicher Rauch aufsteigt. Wenige Minuten nur, und wir sind in **Villingen** angelangt, der hübschen, gemüthlichen Stadt am Saume des Schwarzwaldes, wo schwäbisches und schwarzwälderisches Wesen in Natur und Menschen sich auf's Angenehmste mischen und den Aufenthalt zu einem recht vergnüglichen machen.

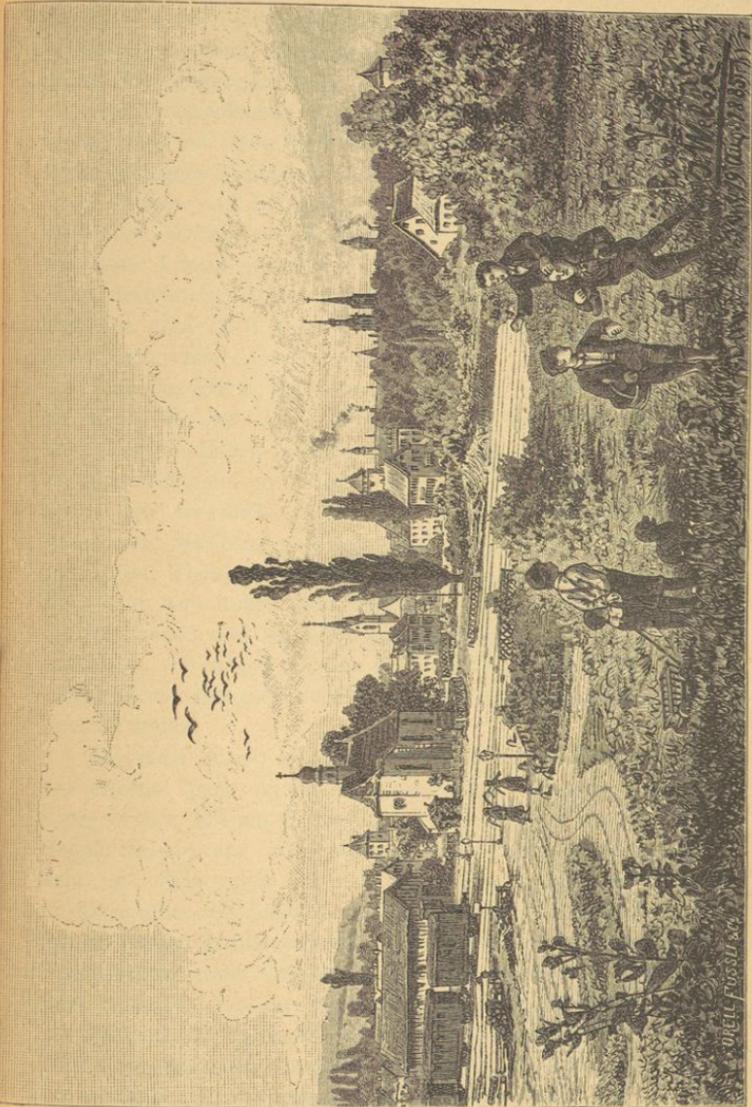
Hier steige ich, wie gewöhnlich, aus, denn ich bin sicher, im Stationsgebäude freundlichen Empfang zu finden, sowie in

Die Gemälde
fürwärts, nicht
ründe und Höhe
ent.

Wald ummauert
ein ge
kommt gene
steigt, der
mmung zu p
esige Wirt
ie ahnunglos
Hand ausstreck
für einige De
sein: die be
hielt, der lä
ter den Wald
en Hügeln
und im Hine
der vorsiegle
erde ein be
von Gärten

reihen nicht p
folgen, und b
ren ein in e
rechts drü
Düchern ge
und wir sind
ehen Stadt
und sehr
ch auf's leg
recht regnig

ich bin sicher
nden, sowie



Villingen

der Stadt
hische U
ingen
Am
deren Tho
Linden gel
deren Fac
Dochreiter
als Leute
Thür, und
lässt sich
niess nach
Bald
der Stadt,
Noch kurz
Villingen
fische, we
aufnehmen
und Justiz
Silvikultur
sammen w
und Liebe,
nicht nur
fernen Lan
Folge
und erfreu
einen wei
Hügeln er
steht ist.
der Blick
wie im fla
Himmelsde
ebene bef
in's Tiefla
Feierliches
den schw

der Stadt gute Gesellschaft und vertrautes Geleite durch die hübsche Umgegend, sowie durch die Tage, welche über Villingen dahingegangen sind.

Am Brigachkanale hin schreite ich der Stadt zu, vor deren Thore ich einen Blick auf die malerisch zwischen hohen Linden gelegene Bickenkapelle werfe. Zwei Kruzifixe schmücken deren Façade und in dem Thürmchen, einem rothbehelmten Dachreiter, erklingt eben hellen Lautes die Abendglocke. Einige alte Leute knieen gesenkten Hauptes an den Bänken vor der Thür, und lustige Buben rennen spielend hin und wieder. Es lässt sich kein Theil durch den andern stören, und jeder genießt nach seiner Art den Feierabend.

Bald bin ich in der „Blume“ installirt, mitten drinnen in der Stadt, da, wo sich die Hauptstrassen derselben kreuzen. Nach kurzem Imbiss wandle ich den abendlichen Gang der Villingen Freunde und finde sie richtig am bewussten Bierische, wo sie mich gastlich in ihren gemüthlichen Kreis aufnehmen, wo Jung und Alt, Zivil und Militär, Verwaltung und Justiz, Theologie und Pädagogik, Aesculap und Merkur, Silvikultur und Lokomotion traulich in heiterm Gespräch beisammen weilen und wo auch etwa gesungen wird von „Lenz und Liebe, von seliger goldner Zeit“ und was drauf folgt, und nicht nur von Europa, sondern auch von Kamerun und andern fernen Landen.

Folgenden Tags durchstreifte ich Stadt und Umgegend und erfreute mich an beiden gleich sehr. Villingen liegt in einem weiten, offenen Gelände, das sich ringsum zu welligen Hügeln erhebt und in der Ferne von waldigen Bergen umstellt ist. Wie schön ist von einer dieser sanften Anhöhen der Blick über das Land hin! Der Horizont ist frei und weit; wie im flachen Lande erhebt sich ungebrochen über ihm der Himmelsdom; allein das Gefühl, dass wir uns auf einer Hochebene befinden, von der wir überall hinabsteigen müssen, um in's Tiefland zu gelangen, gibt dieser Ausgedehntheit etwas Feierliches, das noch vermehrt wird durch den dunkeln Saum, den schwarzer Tannenwald, nach welcher Seite wir auch

blicken, in das Blau der Ferne zeichnet. Herrliche Matten bilden die nächste Umgebung der Stadt, Kornfelder ziehen sich über die sanften Hügel hin; blumig schmückt sich im Frühjahr das Matmland, und das Gelb der reifenden Saat sticht im Sommer vom Grün der Wiesen und vom Dunkel der Wälder gar lieblich ab. Reiner, belebender Lufthauch zieht über diese Hochfläche hin, die, so kalt ihr Winter ist, im Sommer einer herrlichen Temperatur sich erfreut.

Mitten in diesem Gelände liegt am Ufer der Brigach die alte, ehrwürdige Stadt. Sie bildet ein Oval, das kreuzweise von zwei breiten Strassen durchschnitten ist, breiter als in vielen Städten die öffentlichen

Plätze. Vom Kreuzungspunkte derselben aus erblicken wir die Stadthore, an denen zwar die Zeit rüttelt, wie auch an den Mauern, die heutzutage eher nur geduldet sind, als dass sie, wie früher, Villingens Hort und Schirm wären. Die



*Pfarrmünster
in
Villingen.*



vier Quartiere, welche durch die Anlage der Hauptstrassen gebildet werden, sind von Nebengassen durchzogen; während Handel und Gewerbe sich an den erstern niedergelassen haben, zeugen die letztern von landwirthschaftlicher Beschäftigung, welcher sich die Bürgerschaft nie ganz entzog. Einen guten Eindruck machen auf den Fremden die zahlreichen Brunnen; in vollem, reichem Strahle ergießt sich ihr Wasser in Schalen aus grobkörnigem Granit. Durch eine

regelrechte Kanalisation ist der etwas sumpfige Boden, auf dem die Stadt steht, zweckmässig sanirt.

Im westlichen Viertel erhebt sich das alte zweithürmige Pfarrmünster, eine ehrwürdige Kirche, welche an diejenigen erinnert, die draussen im Rheinthal längs der Vogesen und der Hänge des Schwarzwaldes Städte und Städtchen zieren. Das Langhaus ist in romanischem, der hohe elegante Chor in gothischem Style erbaut. Das Innere macht einen guten Eindruck, obgleich die basilika-artige Anlage der Schiffe zu dem aufstrebenden Chor in etwas störendem Missverhältnisse steht und barocke Stukkaturen die Baute eher verunstalten als zieren. Bemerkenswerth ist die Kanzel, deren in Stein gehauene Treppenbalustrade, ein Werk des 14. Jahrhunderts, Szenen aus der Leidensgeschichte darstellt und zwar im Aufsteige so angeordnet, dass der Abschluss des Cyclus, die Kreuzigung, den vordern Theil der Kanzelbrüstung einnimmt. An einem der Säulenpfeiler sind zum Andenken an die Belagerung und Beschiessung der Stadt einige Stückkugeln aufgehängt, Gott zu Lob und Ehr für Errettung aus schwerer Noth. — Der Münsterschatz enthält höchst werthvolle alte Stücke, einen berühmten Kelch, dessen noch Erwähnung gethan werden wird, ein reichverziertes Vortragkreuz, das zu 20,000 Mark gewerthet ist und mehrere Monstranzen von vorzüglicher Arbeit.

Neben der Kirche, schräg über vom Portal des Mittelschiffes, erhebt sich in alterthümlichem Style das Rathhaus, dessen Besuch jedem Fremden sehr anzuempfehlen ist. Das Ganze athmet in seiner Disposition, in Sälen und Gelassen den reichsstädtischen Geist, obschon Villingen freie Reichsstadt im eigentlichen Sinne des Wortes nie war. Immerhin hatte sie die Einrichtungen und die Rechtsame einer solchen und nahm daher auch das entsprechende Gepräge an. Es mag wohl hier am Platze sein, aus seiner Geschichte in allgemeinem Umriss das mitzuthellen, was denjenigen, der nur auf kurze Weile die Stadt besucht, interessiren dürfte.

Die Anfänge der Ortschaft sind in ein Dunkel gehüllt, das wohl nie wird aufgeheilt werden und uns nähern Eintretens überhebt. Ohne Zweifel stand Villingen zuerst nicht an seiner jetzigen Stelle, sondern in der Gegend des gegenwärtigen Friedhofes am Fuss und Hange des dortigen Hügels. Der uralte Thurm der Friedhofkapelle ist der einsame Zeuge der früheren Ortschaft. Kurze Zeit nach der Gründung Freiburgs im Breisgau wurde Villingen von Berthold III. aus dem Hause Zähringen im Jahre 1119 an die jetzige Stelle verlegt und mit Stadtrecht ausgestattet.

Villingen hat ohne Zweifel die Berechtigung, sich die Wiege des städtebauenden zähringischen Geschlechtes zu nennen, denn der frühere Ort gehörte am Schlusse des X. Jahrhunderts einem Grafen Bezelin von Villingen, welches Bezelin der Koseform des Namens Berchtold ist. Sein Sohn war Berchtold I., der sich nach der Burg Zähringen nannte. Im Verlaufe der Zeit kam die Stadt Villingen an das Haus Urach und durch dieses an das sich von ihm abzweigende Geschlecht der Grafen von Fürstenberg. Villingen befand sich unter dem ersten Grafen dieses Hauses, Heinrich, sehr gut. Er stiftete in der Stadt eine Johanniterkommende, ein Franziskanerkloster und erbaute das Münster, in welchem er auch seine Ruhestatt fand. An ihn und seine Gemahlin Agnes erinnert heute noch ein goldener, edelsteingezierter Messkelch dieser Kirche mit der Inschrift:

Ich . Keilech . Bin . Geiben . Durch . Grave .

H. Von . Firstenberg . Und . Durch . Agnesen .

Sin Wip . Und . Durch . Ir . Kinde . Sibenin . †

Er stammt wahrscheinlich aus dem Jahr 1280.

Bald sollte sich das gute Verhältniss zwischen der Stadt und den Fürstenbergern trüben. In gemeinschaftlichen Besitz zweier Enkel des Grafen Heinrich übergegangen, wurde die Stadt in ihren Rechten und Privilegien mannigfach verkürzt, und es gelang ihr, als die Brüder in Zwist gerathen waren, sich 1326 von den Fürstenbergern loszukaufen. Abweichend vom Bestreben vieler anderer Städte Deutschlands und den Bemühungen der benachbarten Länder im schweizerischen Gebirg, sich unmittelbar unter die Hoheit des Reiches zu stellen, begaben sich die Bürger von Villingen unter den Schutz des habsburgischen Hauses und sind Jahrhunderte hindurch unter schweren Opfern, in Noth und Gefahr treu an ihm geblieben. Billig ist es auch, anzuerkennen, dass das Haus Oesterreich die Stadt gut behandelte und mit ihr nie den schönsten Pfandschacher trieb, unter welchem z. B. Offenburg, Gengenbach und Zell so schwer zu leiden hatten. Das blau- und weissgetheilte Wappen Villingens ist mit dem österreichischen Pfauenschweife geziert.

Wir müssen es uns versagen, in die Einzelheiten der sehr interessanten Geschichte Villingens einzugehen; doch einige Episoden derselben hervorzuheben, können wir uns nicht enthalten.

Wie über ganz Deutschland, so kamen auch über diese Stadt die Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges. Da Villingen treu zu Oester-

reich und zur katholischen Sache stand und sein Besitz strategisch wichtig war, so wurde es zum Punkt wiederholter Angriffe der mit den Schweden verbündeten Württemberger. „Es hielt im Jahr 1633 zwei Belagerungen aus mit jeweils verunglücktem Sturm, und im Jahr 1634 die sogenannte Wasserbelagerung, bei welcher durch Aufführung eines Dammes (des zum Theil noch vorhandenen Schwedendamms) und eine dadurch beabsichtigte Stauung der Brigach die Stadt unter Wasser gesetzt werden sollte.“ Der Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen errettete diesmal die wackern Villingen aus Noth und Bedrängniss.

„Die Besetzung Villingens,“ sagt Roder in seinen Beiträgen zur Geschichte dieser Stadt, „betrug während der Belagerungen in den Jahren 1633 und 1634 etwa 1200 Mann; die Streikraft der sie umlagernden Württemberger bestand, alle Korps zusammengerechnet, aus nicht weniger als 7600 Mann. Fassen wir dieses gegenseitige Stärkeverhältniss ins Auge, nehmen wir die ungenügende Befestigung der Stadt hinzu und die günstigen Positionen des Feindes, denken wir an den während der fast zweijährigen Blokade gar oft äusserst peinlichen Mangel an Nahrung für Mensch und Vieh, an den spärlichen Verkehr nach Aussen und die Enttäuschung wegen oft erwarteten Succurses von Seite Oesterreichs, so müssen wir die Haltung Villingens als eine im höchsten Grad bewundernswerthe bezeichnen, und es wird gerechtfertigt erscheinen, wenn wir jene Vorgänge dem Denkwürdigsten des dreissigjährigen Krieges im südwestlichen Deutschland anreihen.“

Aus Unmuth über den Nichterfolg der Belagerung Villingens, dessen tapferer Anführer der Oberst Werner Aescher, Burgvogt zu Breisach war, beehrte der württembergische Feldhauptmann, Oberst Rau, seine Entlassung. Es jammerte ihn, „dass so viel Zeit und spesas mit diesem Lumpennest zugebracht worden.“ Den trotzigen Muth der Villingen aber beweist die Antwort, mit der sie einen zu ihnen hereingesandten Boten abfertigten: „ob man mit genugsamb wisse, dass sie resolvirt seien, in der Stadt zu sterben? Wann auch zehn- oder zwanzig tausend davor kommen, wollen sie es doch nicht aufgeben.“ Eine äusserst anschauliche, naive Darstellung dieser Kriegsnöthe, theils deutsch, theils lateinisch geschrieben, blieb erhalten in dem Diarium des St. Georgischen Konventuals Theoger Gästlin.*)

Um einen Begriff von der Schreibweise des Paters zu geben, entnehmen wir dem interessanten Tagebuch einige Einzelheiten:

„Ungefähr um 1 Uhr nach Mitternacht, da die Feinde mit sonderm Grimme vermeint, die ganze Stadt sogleich in Aschen zu legen, haben sie eine Granatkugel 84 Pfund schwer herein geschossen, welche aber kein Schaden gethan, sondern auf dem Markt niederfallend ganz sanft sich in

*) Siehe Wiedergabe des Tagebuchs in den Schriften des Vereins für Geschichte in Donaueschingen, III. Heft 1880, unter dem Titel, Roder, Beiträge zur Geschichte Villingens.

zwei Stücke von einander zertheilte. Hierauf wurde sie sogleich ins Münster, bald in der H. Franziskaner Kirchen, getragen, in ein Wasser so die Brunst zu verhüten, geweiht, in allen Häusern herumgesprengt war, getauft und gelegt mit unser köstlichen Hoffnung, nachfolgende werden gleichfalls nichts operiren, weil die erste ihren Effekt nicht erlangt hat.“

„Unser Frauen Capellen (vor dem Bickenthor gelegen) war von den Unsern in Brand gesteckt worden. Ein feindlicher Soldat ist in der Capellen verbrunnen, weil er sich zu lange darin säumte. Das aber war wunderbar zu sehen, dass, obschon alles Holzwerk in und ausser der Capellen verbrunnen, dennoch unsers Herrn gekreuzigtes Bildniss und der rechte Schächer ganz unversehrt geblieben sind, da doch der linke Schächer samt dem Kreuz ganz und gar verbrunnen, und der rechte so nahe bei dem Kreuz gestanden als der linke.“

Die Siegesfreude nach Aufhebung der ersten Belagerung beschreibt Pater Theoger also: „Den 25. Jänner ist Morgens früh um 5 Uhr in der Franziskaner Kirchen zur schuldigen Danksagung das *Te Deum laudamus* solemnissime gesungen und alle Glocken in der ganzen Stadt zusammengelitten worden, welches den Inwohnern das Herz nicht wenig erquickt hat, weil während der Belagerung kein Glockenstreich, noch gewöhnliches Schlagen der Uhren gehört worden, sondern alles war wie in einer einsamen und stillen Einöde mit traurigem Stillschweigen erstummet.“

In einem Schreiben an die Bürger von Villingen vom 1. August 1635 preist Kaiser Ferdinand „ihre beständige Treue und Devotion und Tapferkeit, die sie ebenso zu Ihre Majestät und dero ganzem löblichen Erzhause Wohlgefallen als zu ihrem selbsteigenen „vnsterblichem Rhuemb“ erwisen haben.“

Ebenso wacker hielt sich die Stadt in den ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts während des spanischen Erbfolgekrieges, wo sie im Mai 1703 sich gegen Villars vertheidigte, der über den Rhein in die österreichischen Lande eingebrochen und durch das Kinzigthal herauf vor Villingen gezogen war, um dann sich mit dem Kurfürsten von Bayern zu vereinigen. Er beschoss die Stadt und liess, nachdem eine gehoffte Uebergabe nicht erfolgte, dem Kommandanten, Obrist Wilstorf, bedeuten, „dass es nicht Kriegsgebrauch sei, un si misérable trou gegen eine Armee von 40,000 Mann zu defendiren.“ Die Villingen waren mit ihrem Kommandanten anderer Ansicht und sie übergaben das „elende Loch“ nicht. Da hob Villars in Folge anderer Kriegereignisse die Belagerung plötzlich auf und zog donauabwärts.

Eine neue Belagerung hatte Villingen im Jahre 1704 auszuhalten, wo es der französische Marschall Tallard am 16. Juli einschloss und vom 17. bis zum 21. Juli bombardirte. Stündlich erwartete die Stadt den Sturm und Bürger und Besatzung waren fest entschlossen, sich bis auf's Aeusserste zu wehren. Der Sieg aber, den Marlborough bei Donauwörth über die Baiern und Franzosen davontrug, kam den Villingern ebenso zu gute, wie

1634 derjenige der Kaiserlichen bei Nördlingen. Tallard sah sich gezwungen, den Baiern schleunigst zu Hülfe zu eilen. Er hob die Belagerung plötzlich auf, und als der von Rastatt her erwartete Entsatz unter der Anführung von Prinz Eugen eintraf, war die Stadt bereits befreit. Prinz Eugen lobte und pries der Villingener Treue und Tapferkeit, und auf seine Frage, welche Gnade er für sie von Sr. kaiserlichen Majestät erbeten solle, antwortete Einer vom Rath, kühn über die Orthographie hinwegsehend: „Wir wollen nichts als drei B, nämlich Brod, Bulver und Blei.“

Nachdem 1742 der Erzherzog von Baiern als Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gekrönt worden war, musste im Jahr 1744 Villingen, das treu zu Maria Theresia stand, den Baiern und Franzosen, die mit Uebermacht anrückten, die Thore öffnen. Bis Ende 1745 blieb es von den Franzosen besetzt und sah im Februar zu seinem tiefen Leidwesen sein sämmtliches Kriegsmaterial, das es stets so treu gehütet hatte, wegführen.

Durch den Friedensschluss von Füssen, den 22. April 1745, gelangte Villingen wieder an Oesterreich, welches Ereigniss durch Jubel und Festlichkeit hoch gefeiert wurde.

Im Jahre 1806 endlich kam die Stadt an Baden. Unter seiner weisen Regierung blühte es fröhlich auf und wuchs über seine Mauern hinaus, ein Zeichen reger Gewerbsthätigkeit und bewusster Erfassung der Aufgaben der Neuzeit.

An den so oft vom Kriegslärm umtosten Mauern nagt der Zahn der Zeit; aus den Stadtgraben sind freundliche Anlagen geworden, in deren einer das Denkmal zur Erinnerung der im deutsch-französischen Kriege gefallenen Bürger steht; stattliche Häuser erheben sich vor den Thoren, besonders gegen den Bahnhof hin. An der Brigach arbeiten verschiedene Gewerke; Uhr- und Orchestrionfabrikation werden mit Schwung betrieben, und seit die Lokomotive zu ihm hinansteigt, ist das früher ziemlich abseits gelegene Villingen eine besuchte Stadt geworden. Wenn der Plan, den der Villingener Verschönerungsverein hat, durch schattige Wege die Stadt mit ihren etwas entlegenen herrlichen Wäldern zu verbinden, ausgeführt wird, so kann diese wohl mit Sicherheit darauf rechnen, ein frequenter Sommerkurort zu werden. Schattige, wohlgepflegte Pfade durchziehen nach allen Richtungen die Villingener Waldungen, besonders in der Umgebung der Ruine Kürnek, die am Eingange des Kirnachthales liegt und durch Untermauerung vor gänzlichem Verfall, wie billig, geschützt wird. Eine andere merkwürdige Ruine ist die südlich von Villingen vor dem

Spitalwald Läuble sich erhebende Ruine Warenburg, der muthmassliche Stammsitz des Bertholdischen Grafengeschlechts, das sich später nach der Burg Zähringen nannte und dem das grossherzoglich badische Haus entstammt. Derselben gegenüber, auf der Schwenningerhöhe, beim Signal auf der Wanne, eröffnet sich, wie auf allen Anhöhen gegen Donaueschingen hin, denen die Schwarzwaldberge nicht direkt im Wege stehen, bei schönem Wetter eine prachtvolle Alpenansicht. Sie begreift die Berge alle vom Säntis bis zu der Altels am Gemmpasse in sich, die in silbernem Glanze einladend herüberschimmern oben den Vorbergen und ihrem Tannengrün.

Zurück nun zur Stadt, zu dem Gebäude, von dem wir schon sprachen und bei dessen Anblick wir in längst verschwundene Zeiten und auf sonstige Abwege geriethen, zum Rathhaus.

Auf alterthümlicher Wendeltreppe gelangen wir zu Folterkammern, wo die gefürchteten Herren „Siebner“, der Kriminalrath der Stadt, ihres Amtes warteten, zu scheusslichen Verliessen und dunkeln Gelassen. Nebenan ist der alte Rathssaal mit einem aus Holz gearbeiteten, prachtvollen Wappenstücke, wahrscheinlich vom Ulmermeister Syrlin. Es stammt aus dem Jahre 1537. Nebenan sind die Lokaltäten, in welchen die äusserst interessante Antiquitätensammlung untergebracht ist. Waffen, Folterwerkzeuge, Kunstgegenstände aller Epochen, Handwerksmeisterstücke, Kuriositäten, Musikinstrumente, alte Drucke, Münzen sind in grosser Anzahl vorhanden. Um die Sammlung hat sich der noch lebende Gemeinderath Herr Förderer, grosse Verdienste erworben. Ein gut angelegter Katalog geht dem Besucher zweckmässig an die Hand. Ohne den Werth anderer Dinge zu misskennen, fand ich vorzüglich Gefallen an den Beweisen der Geschicklichkeit der ehemaligen Villingener Handwerker und darunter vor allem an denjenigen der Schlosser und der Hafner. Unter den Schlössern, Beschlägen und metallenen Verzierungen aller Art kommen wahre Meisterstücke von Zierlichkeit und gutem Geschmacke vor. Diese Villingener Schlosser arbeiteten im Feinen wie im Massigen mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit. Nicht minder zeichneten sich aber die Hafner aus. An ihrer Spitze steht ein wahrer Künstler, Hans Kraut (1520—1590), von dessen Arbeiten, theils in Original, theils in Kopie, eine ganze Sammlung vorhanden ist. Ein Ofen dieses Meisters steht in der Hofburg zu Wien, und ein anderer, der zu Engen stand, wurde vom britischen Museum in den Sechziger Jahren um schweres Geld angekauft. Hans Kraut, heutzutage der Stolz Villingens, hatte das traurige Schicksal, von seinen Zeitgenossen für

so geschickt gehalten zu werden, dass sie seine Leistungen als die eines Hexenmeisters ansahen und ihm bei seinem Tode das ehrliche Begräbniss auf dem Kirchhof verweigerten, so dass er an einsamem Orte verscharrt wurde.

Unter den Wagnern scheint es in Villingen einen überaus flinken gegeben zu haben. Das war nun wirklich ein Hexenmeister. Man höre die Chronik: „Anno 1562 auf Montag in der Kreuzwoche hat des Füglin's Tochtermann allhier ein Rad gemacht, das wärschaft ist und hat's denselben Tag von Villingen gen Rothweil getrieben und wieder herüber und verzecht, was das Rad werth war, Alles an einem Tag. Es hatt' eine Wette geolten; Martin Billing hatt eine Krone und Mattheus Schüttle, der Metzger, einen Thaler gesetzt. Der Wagner hat's gewonnen und hat ihm ein ehrsamer Rath einen Gulden darzu geschenkt und ist dasselbige Rad noch auf den heutigen Tag allhier auf dem Rathhaus zu sehen.“

So flink dieser Wagner gewesen, so stark war der Villingener Simson, Romeius Mans, dessen Riesenbildniss am Michaelsturm zu sehen ist. Viel ist über diesen Mann erzählt worden und über ihn wurden auch gelehrte Forschungen angestellt. Hauptstücke, die er, wie das Volk weiss, verrichtet, waren folgende: auf einen mit zwei Baumstämmen beladenen Wagen, den das Gespann Ochsen nicht von der Stelle brachte, lud er die Thiere selber und zog die ganze Last von dannen. Den Rottweilern hob er einen Stadthorflügel aus den Angeln und trug ihn nach Villingen. Aus seinem Kerker, in den ihn, ohne Zweifel brutaler Rede wegen, der Villingener Rath geworfen, brach er auf erstaunliche Weise aus: „er war ein wunderbarlicher Mensch, dass seine Sachen nit zu beschreiben sind.“ Im Kriege, den der schwäbische Bund mit den Schweizern führte, soll er zu den tapfern Vertheidigern der Festung Küssberg bei Waldshut gehört haben und schliesslich drüben in Italien in der blutigen Schlacht bei Novara von Schweizerhand gefallen sein.

Es ist beinahe anzunehmen, wir haben es bei dieser eigenthümlichen Figur mit einem etwas ungeberdigen, auf stille bürgerliche Arbeit nicht sehr erpichten Burschen zu thun, der mit seiner Körperkraft gross that und vom Beifall der Menge unterstützt, in seinen Reden mit den Vorgesetzten nicht allzu glimpflich umging.

Eine Chronik bemerkt bei Anlass seiner Entweichung aus dem Thurme: „und es ging Jedermann zu ihm und lobeten Gott, dass er ihm solche Gnade verliehen.“ Wer fühlt nicht die schlecht verhaltene Schadenfreude des gemeinen Mannes den Vätern der Stadt gegenüber heraus, die hinter der biblischen Redeweise versteckt ist? Romeius Mans folgte dann dem Zuge der Zeit: er wurde ein Landsknecht und fand den Tod auf dem Schlachtfeld. Die Verehrung des gewaltigen Kämpen hat den Villingern von Seite neidischer Nachbarn allerlei Spott zugezogen, gegen den sie sich zu wehren hatten. So setzten sie 1620 den Müller von Niedereschach gefangen, weil er an der Mönchweiler Kirchweihe gesagt hatte: „Die Villingener malend

Die badische Schwarzwaldbahn.

lütt für die statt an die Muren, um das man sy fürchten söll.“ Populär ist der Mann geblieben, und sein Bild am Michaelsthurm ist ein weitbekanntes Wahrzeichen der alten Schwarzwaldstadt.

Wir könnten noch von den Schulanstalten, den wohlthätigen Instituten, den geselligen Vereinen der Stadt reden und darüber viel Rühmliches berichten. Wir müssen es uns versagen, um landabwärts zu eilen.

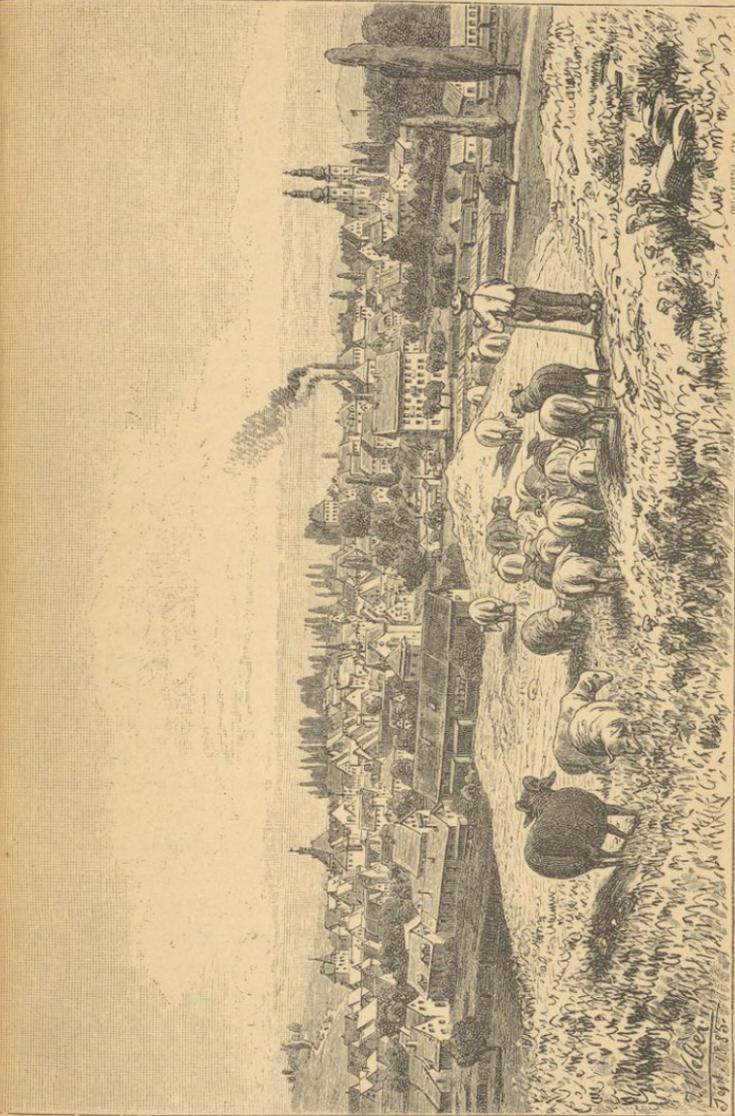
Villingen-Immendingen.

Am Bahnhof sehen wir den württembergischen Zug zur Abfahrt gen Rottweil bereit, den wir gerne besteigen würden, um die an historischen Reminiscenzen und merkwürdigen Gebäulichkeiten reiche Nachbarin Villingens zu besuchen; auf ein ander Mal! Ueber *Marbach, Klengen, Grüningen* und *Aufen* geht es der Fürstenbergischen Residenz Donaueschingen entgegen. Wir müssen unser Auge an die neue, vom eigentlichen Schwarzwald wesentlich verschiedene Gegend gewöhnen, die bis Immendingen, wo die badische Schwarzwaldbahn das Donauthal verlässt, sich gleich bleibt. Es ist diese Gegend *die Baar*. Der Wald wird spärlicher, im weiten Thale dehnen sich bald sumpfige, bald mattengrüne Flächen, durch welche die Brigach und weiter unten die Donau in unsicherm, mäandrischem Laufe dahinziehen, nicht rauschend und eilig, sondern still und gemächlich. Schilf- und Riedland begleiten das Gewässer und wo dieses etwa ein schnelleres Tempo anschlägt und ihm etwas Gefälle abzugewinnen ist, erheben sich Mühlen und Sägewerke am Ufer, das baumlos oder höchstens von einigen Weiden oder Erlen beschattet ist. Die Ortschaften liegen meistens da, wo aus Seitenfalten des Terrains Bäche ausmünden. Ueber die Hügel hin ziehen sich Kornfelder, und auf den Höhen, besonders des Südhanges, breitet sich der Wald aus, der aber nicht, wie im Schwarzwald, ausschliesslich aus Nadelholz besteht, sondern mit Laubholz reichlich gemischt ist. Anstatt

en will* Papst
 arm ist ein we

 den wahlh
 adt reden
 es uns re

 en Zug zu
 steigen wirt
 kwürdigen
 besuchen; m
 ngen und de
 eschungen
 om eigentl
 gewöhnen, d
 ahn das Don
 gend die Bar
 hnen sich h
 che die Br
 drischem Lan
 n still und g
 Gewässer m
 und ihm erw
 und Sägewer
 en Weiden ab
 weistens da, w
 en. Ueber d
 en Höhen, b
 aus, der die
 Nadelholz b
 it ist. Anst



D. L. L. 1855

Donnateschlingen.

der vorzug
ausgreifend
Häuser
schwarzwä
andern drei
Ortschaften
wald, und
angehauch
neuunterga
sheim auf
und dort
Treiben n
Ferne auf
ist geeign
setzen, in
Erst auch
des Warte
alte Adel
hemmen o
kurzer Ze
kammer d
Schaff hau
leute*, m
tracht stä
gesellten
ningen. I
abgetreter
„Dor
mit den t
Thürmen
Giebeln k
die Reside
Geschicht
bahn entl
uns bege
Landesfü

der vorzugsweise hölzernen Schwarzwaldhäuser mit den weit ausgreifenden Strohdächern erblicken wir in der Baar überall Häuser aus Stein mit Ziegeldächern. Sie sind nicht, nach schwarzwäldischem Muster, über die Gemarkungen zerstreut, sondern drängen sich, nach schwäbischer Art, zu geschlossenen Ortschaften zusammen. Die Gegend ist reizloser als der Schwarzwald, und doch kann ihr ein gewisses poetisches, melancholisch angehauchtes Gepräge nicht abgesprochen werden. Gegen Sonnenuntergang durch die Baar dahinzufahren, wenn der Abendchein auf den kornbewachsenen Hügeln liegt, die Donau da und dort aufglänzt und nichts an den Menschen und sein Treiben mahnt, als etwa der Rauch, der über einem in der Ferne auftauchenden Dorfe sich erhebt — eine solche Fahrt ist geeignet, uns in eine feierlich-ernste Stimmung zu versetzen, in der sich das Gemüth einwiegt zu stillem Frieden. Ernst auch schauen die massigen Bergkegel des Fürsten- und des Wartenbergs mit ihren Burgen hernieder, auf denen der alte Adel des Landes sass: den Blick in weitere Fernen hemmen die Hügel am Horizont. — Die Baar war bis vor kurzer Zeit, bis die neuen Verkehrsmittel kamen, die Kornkammer der Schweiz und stand in fortwährendem Verkehr mit Schaffhausen, Rorschach und Zürich, wo die „Schwabenfuhrlleute“, meistens Kornhändler aus der Baar, in der Landestracht ständige und gerngesehene Gäste waren; zu ihnen gesellten sich die Salzfuhrlleute aus Dürrheim und Schwenningen. Nun sind die einen wie die andern vom Schauplatze abgetreten.

„**Donaueschingen!**“ Die grosse hochgelegene Kirche mit den beiden nicht zu ganz richtiger Höhe ausgewachsenen Thürmen und die vielen stattlichen Gebäude mit abgestuften Giebeln kündigen uns eine Ortschaft von Bedeutung an. Es ist die Residenz der Fürsten von Fürstenberg, deren Name durch die Geschichte dieser Gegenden hindurch und der Schwarzwaldbahn entlang von Offenburg bis Singen auf Schritt und Tritt uns begegnet. Ist auch der Grossherzog zu Karlsruhe der Landesfürst, so bezeichnet das hierherum überall zu hörende

Appellativum der „Fürst“, nicht diesen, sondern das Haupt des an Landbesitz so reichen Fürstenhauses zu Donaueschingen.

Zu weit in die Geschichte der Ortschaft zurückzugreifen, wäre zwecklos. Es genüge uns, zu wissen, dass das Dorf Donaueschingen nach mannigfchem Besitzwechsel im Jahr 1488 an das Haus Fürstenberg kam und von dieser Zeit an sich zu entwickeln begann. Zur ständigen Residenz wurde es damals noch nicht. Die Grafen hielten sich nur zeitweilig dort auf. Nachdem die Ortschaft im dreissigjährigen Krieg (das alte Lied!) arg mitgenommen worden war, wählte es im Jahre 1653 der Graf Ferdinand Friedrich von Fürstenberg zu seinem Wohnsitze. Sitz der Landesregierung der 1716 zum Fürstenthum erhobenen Grafschaft wurde aber Donaueschingen erst Anno 1723.

Die St. Johanneskirche, ein schöner, weiter Bau, wurde gleich im Jahre darauf, 1724 begonnen. Damals wurde auch das früher schon begonnene schmucklose Schloss vollendet. Die Stürme des spanischen Erbfolgekrieges zogen auch über Donaueschingen dahin. Schon damals regte sich im fürstenbergischen Hause der Geist der Aufklärung und Humanität, dessen Walten dem Fürstenthum und dessen Residenz so sehr zu gute kam. Es wurde um jene Zeit mit Gründung von Schulen begonnen und für das geistige Leben viel gethan.

Das ganze XVII. Jahrhundert hindurch hielt, wie überall, so auch hier, krasser Aberglaube die Gemüther gefangen. So trug im Jahr 1625 der Pfarrer Jakob Andreä zu Donaueschingen ins Sterberegister folgende Notiz ein: „Mathias Oeglin, der mehrere Wochen verschwunden gewesen war, wurde in der Nähe von Bruggen todt gefunden. Man glaubt, dass er durch einen Fall vom Berge herab umgekommen, oder, was glaublicher ist, durch jenes berüchtigte Gespenst oder den bösen Feind, Holloho genannt, das vielen Menschen aufsätzig ist, getödtet worden sei.“ Und noch im Jahr 1719 wurde hier ein fünfzehnjähriger Knabe wegen Zauberei hingerichtet.

Den Schulen, die der Fürst Joseph Wenzel zur Aufklärung seiner Unterthanen gründete, folgten wohlthätige und fördernde Einrichtungen aller Art, und bis auf den heutigen Tag hat das Fürstenhaus in diesem Geiste verharret.

Die Zeit der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege brachte dem Hause Fürstenberg und seiner Residenz Ungemach über Ungemach. Die Rheinbundsakte machte der Souveränität des Fürstenthums ein Ende, indem es mediatisirt und Baden einverleibt wurde. Doch auch nach dem Erlöschen der Selbständigkeit behielten die Fürsten von Fürstenberg ihren Wohnsitz zu Donaueschingen bei, und sie hörten nicht auf, für das Gedeihen der Stadt zu sorgen.

Und nun, was ist in Donaueschingen zu sehen? Vieles und viel sehr Interessantes. Wer die Chance hat, im dortigen Museum eingeführt zu werden, wo er Abends Beamte und Männer der Verwaltung und der Wissenschaft in froher Gesellschaft trifft, wird hier stets auch einen freundlichen Cicerone finden, der ihn leitet und instruiert.

An dem schmucklosen fürstlichen Schlosse vorbei, das sich äusserlich von manchem patrizischen Bürgerhause deutscher Städte kaum unterscheidet, gelangen wir in den Schlosspark, der in liberalster Weise allem Volke offen steht. Er zeichnet sich vorzugsweise durch zwei Dinge aus: durch wunderschönen Baumwuchs und eine Fülle klaren Wassers, das theils unmittelbar dem quellenreichen Boden entströmt, theils in murmelnden Bächen daherrfliesst, die schöne, weite Teiche füllen.

Eine Menge von Wasservögeln beleben die letztern, Schaaren von Enten der prächtigsten Arten und vom schönsten Gefieder, weisse und schwarze Schwäne, sowie auch der zierliche Peuraner Schwan, dessen kohlschwarzer Hals so graziös auf dem schneeweissen Leibe sitzt. Ruhebänke, Bildwerke, Schattengänge und hübsche Ausweitungen bieten reiche Abwechslung. In den grossen Gewächshäu-

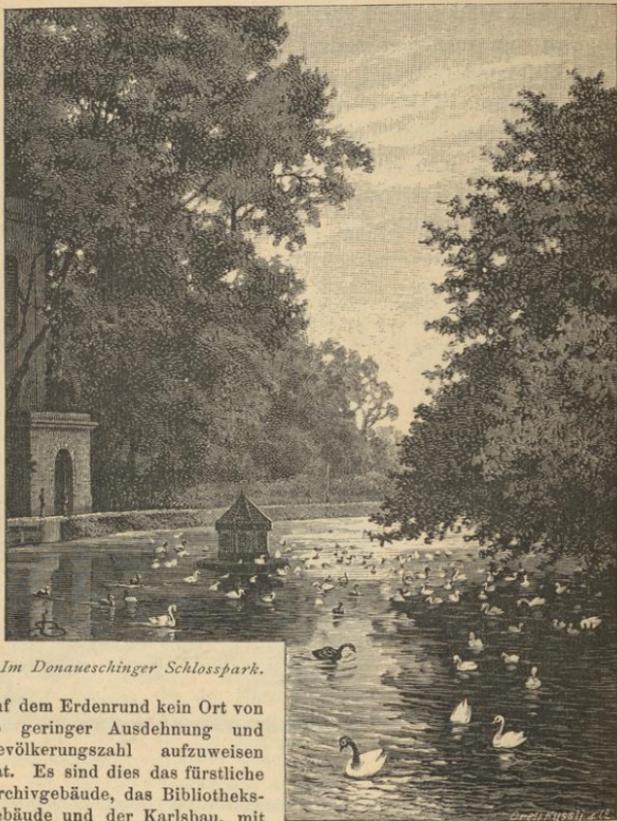


Vor dem fürstl. Fürstenbergischen Schlosse.

sern ist besonders die Orchideensammlung bemerkenswerth. Die abenteuerlichsten Formen, die bunteste Farbenmischung zaubern uns hier, auf der rauhen Hochfläche am Schwarzwald, die Pracht der üppigen Tropenwelt vor. Sehenswerth ist auch der wohlbestellte Marstall.

Das Innere des Schlosses ist prachtvoll ausgestattet. Es werden uns daselbst eine Menge Gegenstände gezeigt, deren äusserer Werth durch die Erinnerung an bedeutende Persönlichkeiten namhaft erhöht ist.

Vom Schlosse etwas entfernt, erheben sich an sanft ansteigender Gasse die Gebäulichkeiten, in denen Schätze untergebracht sind, wie sie wohl



Im Donaueschinger Schlosspark.

auf dem Erdenrund kein Ort von so geringer Ausdehnung und Bevölkerungszahl aufzuweisen hat. Es sind dies das fürstliche Archibgebäude, das Bibliotheksgebäude und der Karlsbau, mit ihren weitberühmten Sammlungen.

Dem Touristen, der nur kurze Zeit zu Donaueschingen verweilen kann, werden nachstehende Notizen gerügen. Der Fachmann halte sich an die vorhandenen Kataloge, sowie an die bewährte Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Herren, welchen all die Schätze unterstellt sind.

Die Sammlungen sind Familiengut des Hauses Fürstenberg. Sie sind durch den idealen Sinn der Fürsten geschaffen worden und werden stetsfort vermehrt. Ausgezeichnete Gelehrte waren und sind denselben vorgesetzt.

Das *Archiv* ist äusserst reich an alten Urkunden, ein wahrer Brunnquell für die Geschichtsforschung, und enthält eine Sammlung von 900 Siegelabgüssen.

Den La
Waffenam
Und
wollen w
unsern Be
jügel und
Schwalle
die Spitze
über unse
*) Dies
zur Benütze
hier seinen



Die Donauquelle.

Den Liebhaber machen wir aufmerksam auf die vortrefflich geordnete Waffensammlung, die in einem besondern Gebäude untergebracht ist.

Und nun, bevor wir uns wieder zum Bahnhof begeben, wollen wir einer Hauptmerkwürdigkeit von Donaueschingen unsern Besuch abstatten, der **Donauquelle**. Hart am Kirchhügel und am fürstlichen Schlosse entquillt sie klar in vollem Schwallbe dem Erdengrund. Ist sie's aber auch? Ist das wirklich die Spitze des Schwanzes der grossen Wasserschlange, die quer über unsern Kontinent sich hingelegt hat? Ist hier der äusserste

*) Diese reiche Bibliothek wurde auch dem Verfasser dieses Büchleins zur Benützung einschlägigen Materials freundlichst geöffnet, wofür er hier seinen besten Dank abstattet.

Punkt, wo — physikalisch gesprochen — die Stauung sich fühlbar macht, wenn eines Tages am eisernen Thor, weit in Ungarn drunten die Felsen in die Donau stürzen und ihr den Weg versperren? Ist diese Donauquelle wirklich die Quelle der Donau? Oder liegt letztere nicht weiter droben, hinter Föhrenbach, hinter der Sommerau? Das ist eine Frage, die schon viel zu reden und zu schreiben gab, und in diesen Krieg mag ich keinen Spiess tragen. Doch scheint mir, wenn vor alten Zeiten die Menschen die von obenher nach Donaueschingen fließenden Bäche für die Donau gehalten hätten, sie ihnen nicht die Namen Breg und Brigach würden gegeben haben. Der Michel ist doch der Michel und nicht der Joseph. Ich für mich nehme nun einmal an, ich stehe an der Quelle der Donau. Verdient aber die Donau die Ehre, die man ihr anthut, indem man ihre Quelle so schön ummauert, mit einer Figurengruppe schmückt und eherne Trinkgefässe zum Zwecke mysteriöser Libationen an ihren Rand hinstellt? Wirft sie sich denn nicht, sie, die am Fundament einer christlichen Kirche, im Garten eines gut katholischen Hauses hervorquillt, in deren Wellen sich prachtvolle Münster und Abteien spiegeln, am Ende ihrer Laufbahn, ihren Ursprung vergessend, schnöd dem Islam in die Arme?

Von jeher machten sich Meinungen, Sitte und Gebrauch viel mit diesem Quell zu schaffen. Aus weiter Ferne kam man denselben zu sehen, und es war üblich, unter allerlei schnurriger Zuthat einen Sprung in das Quellbecken zu thun und dessen zu Gedächtniss seinen Namen in ein besonders hiefür angelegtes Buch zu schreiben. Den Sprung thut man heutzutage nicht mehr, wohl aber einen Trunk aus einem ehernen stylvollen Becher, den man an der damit verbundenen Kette in den Quell hinablässt. Der lustigste Spruch, den das Quellbuch enthält, lautet aus dem Jahr 1662:

Am Edel vndt guldenen Fluss
Gegen Orient thnet man Ein schuss,
Ein glas außländischen wein am Mündt,
Tründcht man auf bis auf den grundt,
Trompetten plasen vnd Trumel rühren,
Thun samptlich die köpf verwirren,
12 Musquetier ganz unvertrossen
Haben jeder ein salve geschossen,
6 Boller waren auch flankirt
Alles hitz innen, was aussen gefirt,
Trompetten und Heerpandthen schallen
Darzu der schiffe krachen vnd knallen
Verursacht di Bigl vom tadtje fallen.

Siehe da

Herr Jonas von Buch kwam auch daher,
Verkleidet als Ein König hehr,
Sprang in den Ursprung ungefehr,
Wurff mich ins Wasser undt Her v. Freiburg
Legt sich auf uns beydt nach der Zwerg;
Es hat gleich Eben Dugeetroffen
Das wir nit beyde seindt Ersossen.

Ob wir gleich an jedem Flusse, an jedem Bache und Rinnsal in Gedanken dem Wasser folgend mit unserer Phantasie an ein Meer gelangen, so übernimmt uns doch der Gedanke an den Verlauf eines grossen Stromes mit einiger Feierlichkeit, wenn wir an dessen wirklichem oder vermeintlichem Ursprung stehen. Wenn wir zu Donaueschingen, da wo das Wasser in mächtigem Schwall aus der Erde dringt und die Sandkörnchen auftanzen, in die Quader der Umfassung eingemeisselt sehen: *Ueber dem Meer 678 Meter und Bis zum Meer 2840 Kilometer*, so tauchen vor uns die mannigfaltigsten Bilder auf: Dörfer und Burgen, volkbelebte Städte und stille Klöster, Schilfland und Kornfeld, unabhsehbare Ebenen und steile Felswände, deutsches und magyarisches Volk und endlich das weite Delta und das Meer mit seiner unendlichen Ferne. Welch' ein Leben und Treiben längs der Ufer des mächtigen Stromes, der hier seinen Anfang nimmt, und welche Vermehrung des Gedränges, welche Häufung der Bilder, wenn wir in Gedanken die Geschichte durchleihen und dessen gedenken, was die Donau die Jahrhunderte hindurch geschaut und erlebt hat!

Doch es ist Zeit, weiter zu eilen, der Donau noch eine Weile zu folgen und sie dann links hinaus nach Schwaben und weiterhin nach Bayerland ihre Strasse wandern zu lassen.

Quer durch das sogenannte *Ried*, das die Hügel fernab umstehen, an deren Fusse links *Aasen*, rechts *Almendshofen* und *Hüfingen* liegen, gelangen wir nach der alten Ortschaft **Pföhren**, wo uns am Donauufer ein alter düsterer, fensterloser Bau mit runden Thurmresten, das sogenannte *Entenschloss* auffällt. Die Volkssage bringt es mit dem armen entthronten Kaiser Karl dem Dicken in Verbindung, den man mit der Baar abgefunden hatte und der im Entenschloss sich aufgehalten haben soll. Gehaust hat er, das ist sicher, im nahen Neudingen; das Entenschlösslein jedoch ist spätern Ursprungs. Allein die Person eines Kaisers hat diesem doch zu einiger Berühmtheit verholfen.

Bei Besuchen, die Kaiser Maximilian I. den Fürstenbergern machte, hielt er sich zweimal im Schlösslein zu Pföhren auf, im Jahr 1507 und wieder drei Jahre später. Ein Schreiben des Kaisers vom 23. Oktober 1510 an die Erzherzogin Mar-

gareth trägt das Datum: *escript en notre logis de Entbouch*. Vielleicht hat Kaiser Max dem Schlässlein, in dessen Nähe er Enten jagte, im Scherz den Namen gegeben.

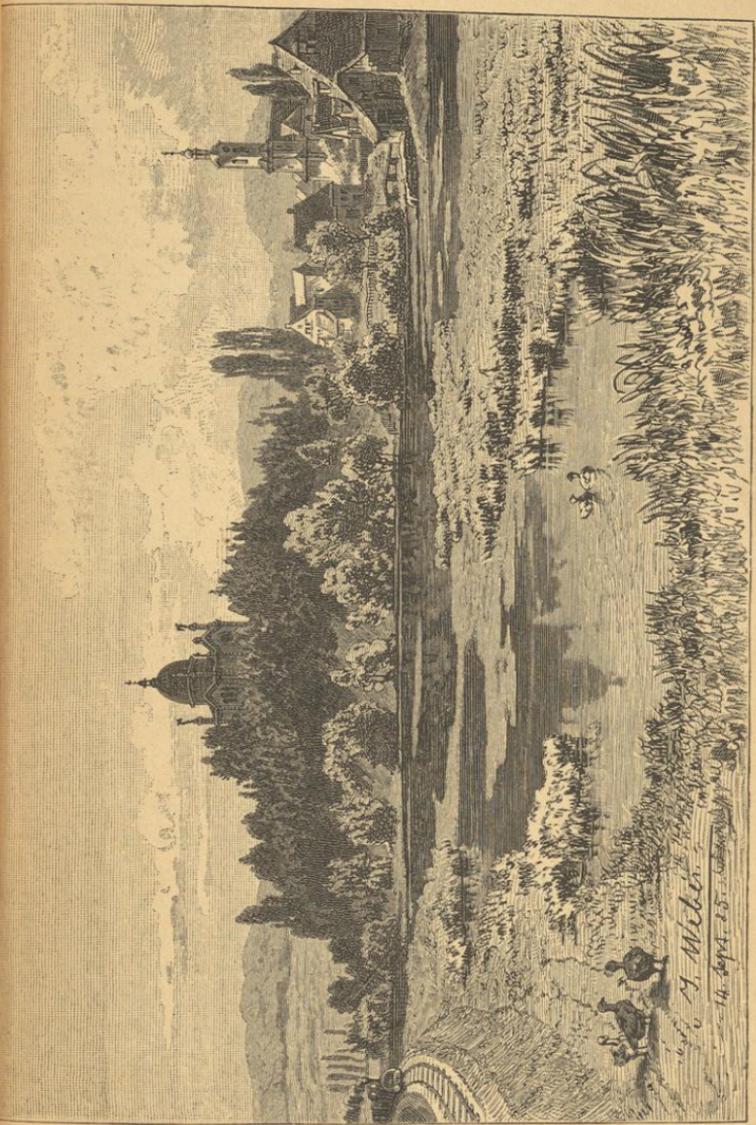
Bald ist **Neudingen** (auch Neidingen) erreicht, wo hart an der Bahnlinie auf einem vorspringenden Bühl ein eleganter Kuppelbau sich erhebt, dessen Vornehmheit in einigem Widerspruche steht zu der ländlichen Einfachheit der Ortschaften und der Nüchternheit der Gegend. Wir befinden uns in der alten Heimat des fürstlichen Hauses Fürstenberg. Hoch über dem Dorfe Neudingen erhebt sich nämlich der *Fürstenberg*, die Burg des Geschlechtes, das unter der Menge der Dynastien der Gegend die glänzendste Carriere hinter sich hat, und dessen Bedeutung hereinreicht in unsere Tage, umgemünzt in die Macht der Neuzeit, den Reichthum.

Auf dem Hügel, wo der erwähnte Kuppelbau, die *Gruftkapelle Mariahof*, sich erhebt, stand in den fernen Zeiten der Karolinger die Pfalz Karls des Dicken. Im Jahre 1274 siedelten sich dort, „auf dem Hof“, fromme Schwestern an, und es entstand aus dieser „Sammlung“ eine Klostergemeinschaft nach der Regel des hl. Dominikus, die zu Besitz kam, dann aber zu Anfang des XV. Jahrhunderts verarmte und im XVI. Jahrhundert ganz ausstarb. 1584 wurde das Klostergebäude den Cisterzienserinnen übergeben. Es bestand das Kloster bis zur allgemeinen Säkularisation Anfangs unsers Jahrhunderts. Die Gebäulichkeiten brannten 1852 ab, und die Fürsten Carl Egon II. und III. erbauten die gegenwärtige Gruftkapelle an Stelle der alten Klosterkirche, welche seit dem Jahr 1337 die Ruhestatt ihrer Familie war. Der erste in der alten Klosterkirche begrabene Fürstenberger ist Graf Heinrich II., gestorben 14. Dezember 1337. Eine lange Reihe von Gliedern der Familie liegt hier bestattet. Ihre sterblichen Ueberreste wurden aus den heimatlichen Burgen, aus fernen Städten, aus stillen Klöstern und von lauten Schlachtfeldern hieher gebracht.

Es starben z. B. die hier beigesetzten Graf Albrecht von Fürstenberg 1599 zu Prag, Graf Wratislaus 1631 zu Wien; mehrere der hier ruhenden Töchter des Hauses waren Nonnen zu Neudingen und zu Amtenhausen, Graf Heinrich fiel bei Dornach 1499, Graf Albrecht vor Hohentwiel 1640, Carl Egon 1702 bei Friedingen und Fürst Carl Alois 1799 bei Liptingen.

Die Gruftkapelle ist das Werk des fürstlichen Bauraths Diebold und wurde von 1854—1860 erstellt. Sie ist ein höchst effektvoller, dem Ernst seiner Bestimmung angemessener Bau, und manche seiner Details sind bemerkenswerthe Kunstwerke. Die Verkündigung Mariä, das Hochrelief des Hauptaltars, die Mater gloriosa in carrarischem Marmor, sowie die acht Seligkeiten in Vogesensandstein sind Werke des Bildhauers Xaver Reich in Hüfingen, die Mater dolorosa in carrarischem Marmor ist von Benzeni in Rom; die beiden Engelsfiguren im Chor, den Engel der Auferstehung und den des Gerichtes schuf Professor Heer in Karlsruhe. Die

de Entloer
 n dessen N
 n.
 reicht, wo
 al ein elega
 erigen Wils
 der Ortschaf
 den uns in
 rg. Hoch die
 er Fürstent
 re der Dyna
 hat, und dem
 geminnt in
 rftkapelle
 ger die Pils
 dem Hof, bra
 eine Kloster
 ta kam, dem
 . Jahrhundert
 zierischen
 1892 ab, mal
 ge Grdfkapel
 1887 die Ba
 rkirche beg
 mber 1887. E
 et. Ihre stiel
 veres Sälm
 gebracht.
 it von Fürst
 der hier rind
 zu Antebau
 Hobenwiel 18
 789 bei Lipt
 arische Dieb
 tivoll, den E
 elber Deta
 ä, das Ein
 marm, sow
 Bllhauer J
 m Marm
 en Engel
 in Kathed



Die Grdfkapelle in Neudingen.

Fresken de
St. Elisabet
Josef Heintz
volle Decke
königliche
als Münch
Seit Vo
stür Füst C
Baden, sow
Elisabeth, g

Ein bee
elebrirt, un
die Familien

Das
ist längst
Hause Zä
ihnen, Gr
Bar erhit
berg an, e
muss dort
weist an
städtchens
dasselbe,
alten Höhe
Berges erl
Stadt die
Brunnens
von Thal
die Herren
Band des
Wögel zu

Dem
Gutmadin
einem für
anlagen u
Anhöhe g
Dynasteng
Burg, die
sich ein Z

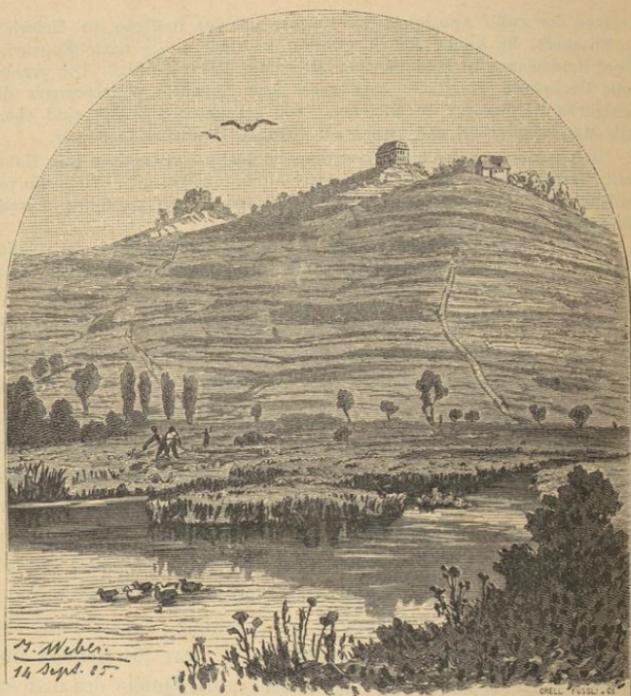
Fresken der zwölf Apostel in der Kuppel und der Heiligen (St. Heinrich, St. Elisabeth, St. Agnes und St. Conrad) im Chor malte nach Entwürfen Josef Heinemanns in Hüfingen der Münchner Maler Schabet. Die prachtvolle Deckplatte der Gruft goss nach dem Entwurfe Weinbrenners die königliche Erzgiesserei in München. Die geschnitzten Stühle sind ebenfalls Münchenerarbeit und zwar vom dortigen Bildhauer Sickinger.

Seit Vollendung der neuen Gruftkapelle fanden in derselben ihre Ruhestatt Fürst Carl Egon II. und dessen Gemahlin, Amalie, geb. Prinzessin von Baden, sowie die Gemahlin des gegenwärtigen Familienhauptes, Fürstin Elisabeth, geb. Prinzessin von Reuss-Greiz.

Ein besonderer Priester ist der Gruftkirche beigegeben, der täglich celebrirt, und an den Jahresgedächtnissen der Abgeschiedenen finden sich die Familienglieder zur Andacht ein.

Das auf dem nahen Berg gelegene *Schloss Fürstenberg* ist längst zerfallen. Es ging seiner Zeit durch Erbschaft vom Hause Zähringen an die Grafen von Urach über. Einer von ihnen, Graf Heinrich von Urach, der die Besitzungen in der Baar erhielt, nahm 1254 den Namen eines Grafen von Fürstenberg an, den seine Nachkommen beibehielten. Gar gut wohnen muss dort oben nicht gewesen sein; denn wir finden die Grafen meist an andern Wohnsitzen, und die Bewohner des Miniaturstädtchens Fürstenberg, das neben der Burg entstand, haben dasselbe, als es Anno 1841 abbrannte, nicht wieder auf der alten Höhe, sondern in einer tiefer gelegenen Einsattelung des Berges erbaut. Besonders beschwerlich war für Schloss und Stadt die Herbeischaffung des Wassers; die Quelle des urtiefen Brunnens versiegte oft, und das Wasser musste auf Saumthieren vom Thale heraufgeholt werden. Hat wohl dieser Uebelstand die Herren von Fürstenberg veranlasst, ihren Wohnsitz an den Rand des nie versiegenden mächtigen Brunnquells am Kirchhügel zu Donaueschingen zu verlegen?

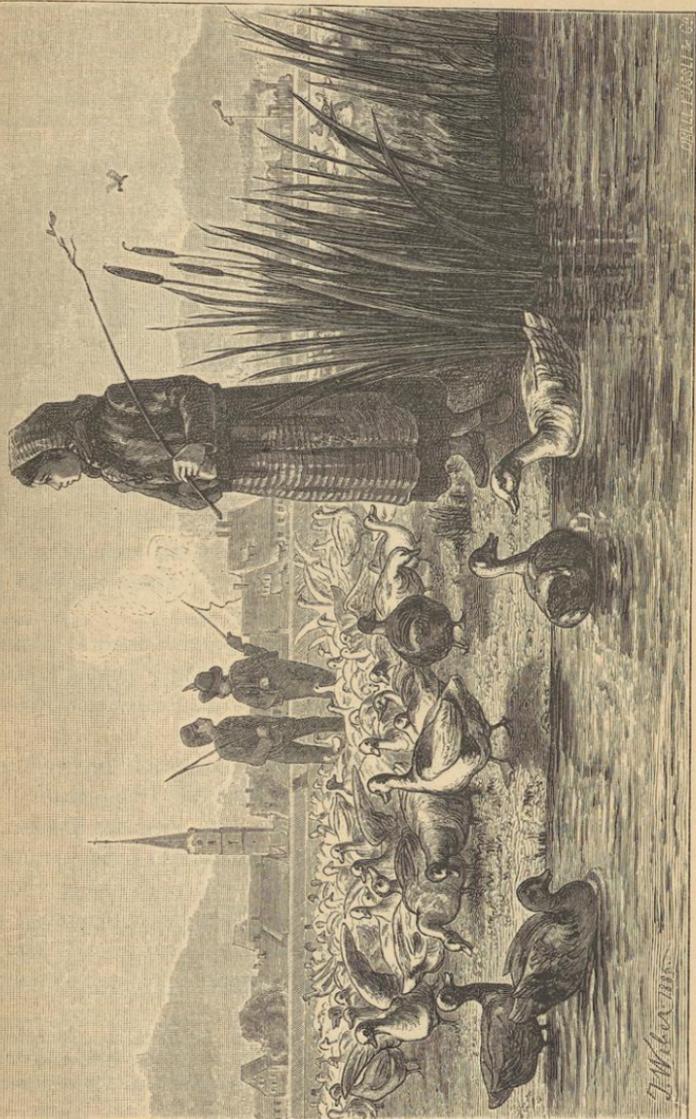
Dem Fürstenberg schräg gegenüber, zwischen den Stationen *Gutmadingen* und *Geisingen*, erhebt sich der *Wartenberg* mit einem fürstenbergischen Lustschlosse, mit welchem Gartenanlagen und Jagdgehege verbunden sind. Die freiliegende Anhöhe gewährt eine prachtvolle Rundschau. Das ehemalige Dynastengeschlecht derer von Wartenberg hatte hier eine feste Burg, die in fürstenbergischen Besitz überging und nach der sich ein Zweig der Familie nannte.



Donauufer am Fusse des Wartenberges.

Unterhalb **Gutmadingen** überschreitet die Bahn, die bisher dem rechten Ufer folgte, die Donau und wir fahren in die Station **Geisingen** ein. *Geisingen* ist ein nettes Städtchen, in dessen Nähe das Gefälle der Donau zur Anlage von verschiedenen Gewerken Gelegenheit gab.

Der Ort erhob sich im Mittelalter nie zu bürgerlicher Selbständigkeit; es lag die Leibeigenschaft schwer auf den Bewohnern des Städtchens. Immerhin war ihre Lage um ein Weniges besser als diejenige der umwohnenden Dorfleute. Feudalherren des Ortes waren anfänglich die Herren von Wartenberg, dann die Grafen und später die Fürsten von Fürstenberg, bis er im Jahre 1806 in den grossherzoglich badischen Landesverband eintrat. Man wird uns wohl gerne die Aufzählung all der Schreckenisse erlassen, welche der Bauernkrieg, der dreissigjährige Krieg, der spanische Erbfolgekrieg und die Kriege nach der französischen Revolution über diese



Gänseweide bei Göttingen.

Gegend brachten. An der Strasse zu wohnen, die auf dem kürzesten Wege aus Frankreich nach Oesterreich und umgekehrt führt, war Jahrhunderte lang mit Gefahren verbunden, die sich auch in Zukunft leicht wiederholen können.

An die Schwedenzeit erinnert die Sage, welche Veranlassung zur Wallfahrt zur Geisinger Heiligkreuz-Kapelle oder zum „zerschossenen Christus“ gab.

„Unfern des Städtchens stand ein Christusbild am Wege. Es kamen eines Tages bei bösem Unwetter schwedische Reiter daher; sie gaben fluchend Christus die Schuld des Reiseungemaches und der bodenlosen Wege. Einer, ein Cornet, zog sein langes Pistol aus dem Halfter, legte es zum Zielen auf den linken Arm und schoss nach dem Bilde; die Kugel drang diesem durch die Stirne. Da that sich plötzlich die Erde auf und verschlang den Frevler mit sammt der Mähre. Von jähem Schrecken erfasst, sprengten seine Gefährten nach der Stadt und erzählten den Bürgern was geschehen war. Diese kamen mit Kreuz und Fahnen herausgezogen, und die Stätte blieb ein geheiligter Ort.“

Immer hart am Flusse hin führt die Bahn über **Hintschingen** nach **Immendingen**, der letzten Ortschaft am Donaustrande, den sie berührt. Immendingen ist ein alter Ort mit zwei Edelsitzen, die im Verlaufe der Zeit an verschiedene Geschlechter kamen, von denen die bekanntesten die Reischach und die Roth von Schreckenstein sind. Die Reischach verkauften 1834 ihre Rechte an das Haus Fürstenberg und dieses wandelte die Edelsitze in eine Maschinenwerkstätte um.

Wie von Villingen aus, so zweigt sich auch in Immendingen ein Schienenstrang nach Württemberg gegen Rottweil und Stuttgart ab, was Veranlassung zum Bau eines weitläufigen, stattlichen Stationsgebäudes gab.

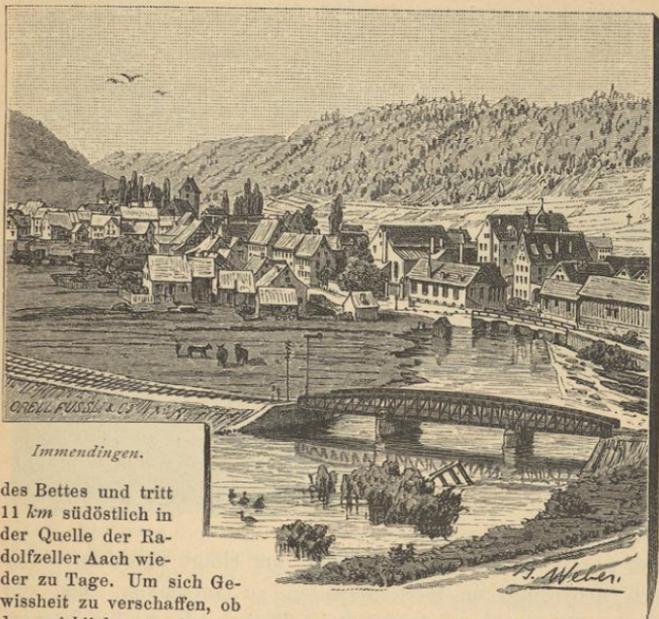
Auf hübscher Brücke überschreitet ausserhalb Immendingen die Bahn die Donau, um dann gleich als Gebirgsbahn den jurassischen Höhenzug zu ersteigen, der hier das Donauthal vom Hegau, schwäbisches von alemannischem Lande scheidet. Eine Zeit lang verfolgt unser Blick die nach Osten eilende Donau, welche die Strasse und die Bahn nach Schwaben hin begleiten. Fahr' wohl, du schöne blaue Donau — hier bist du es noch — die du uns auf langer Strecke bis hieher so freundliches Geleite gabst!

Wie der Rhone unterhalb Genf, wie dem Doubs im neuenburgischen Gebirge, so legt hier herum der Jura auch der Donau tückische Fallen. Ein Theil ihres Wassers verliert sich unweit Immendingen in den Spalten



Immen
des Bett
11 km süd
der Quelle
döllzeller
der zu Top
wissheit z
dem wirk
300 Cento
zum Vors
den Zusan

D
ure
G
auf der
rheine lie
durch ein
Thalgrun
tritt das
wie aufge



Immendingen.

des Bettes und tritt 11 km südöstlich in der Quelle der Radolfzeller Aach wieder zu Tage. Um sich Gewissheit zu verschaffen, ob dem wirklich so sei, versenkte man im Jahr 1877 in die Donaupalten 200 Centner Kehrsalz, und salzgesättigtes Wasser kam in der Aachquelle zum Vorschein. Versetzung des Donauwassers mit rohem Schieferöl that den Zusammenhang der Aachquelle mit der Donau gleicherweise kund.

Immendingen-Singen.

Durch hübschen Wald und an zerspaltenem und zerklüftetem Gestein hin gelangen wir zur Station **Hattingen**, welche auf der Wasserscheide zwischen der Donau und dem Oberrhein liegt. Es folgt der 900 m lange *Hattingertunnel*, und durch eine pittoreske Waldgegend geht es am Hange über dem Thalgrunde vorwärts. In den abenteuerlichsten Gestaltungen tritt das Juragestein zu Tage; an vielen Stellen erscheint es wie aufgemauert, anderwärts wie aus losen Platten aufgeschichtet,



Thalmühle.

Moos und Flechten geben ihm die mannigfachste Färbung und die Wurzeln des Waldes durchziehen dasselbe und treten da und dort zu Tage, um einige Spannen weiter sich neuerdings in Gesteinsspalten zu versenken. Von der Station *Thalmühle* an begleitet im Thalgrunde die Landstrasse die an der Halde hinziehende Bahn, deren Anlage des zerklüfteten Gesteins und der vielen Seitenthälchen wegen mit vielen Kosten und grossen Schwierigkeiten verbunden war. Hohe Dämme, gewaltige Abschotungen und Aufmauerungen wechseln in schneller Folge mit einander ab. Herrlicher Buchenwald, schöne Waldlücken und die reizend gelegene St. Martinskapelle erfreuen das Auge. Die sonst nur selten mit kirchlichen Bauten sich abgebenden Bahningenieure mussten hier ein Einsenken thun und den Anwohnern das alte Kapellchen, das im Bahnbereiche stand, durch ein neues ersetzen. Man muss gestehen, sie haben den Punkt fein gewählt und ein zierliches Kirchlein hingebaut. Ob sich's so gut und so erspriesslich drin beten lässt wie im alten?

Bald wird das Thal belebter, ein hoher Kirchthurm erhebt sich über Häusern, die sich im Thalgrunde und an dem Hango

861601

eines H
des Her
E
und Verke
mathes un
Das v
von Lapfe
flüegegan
schwäbisc
jähigen u
Schon
Klosterlein
sich durch
auch hier
der Zelle
welches, u
krähen, in
den jünger
dann vom
seiner Un
ging hin
Eine
Tone abg
Krieger h
Klosterfru
Schwellen
inbrunst
etwas wid
ragen über
boden, nac
Verena, v
ausgerant
im Feld,
so dass s
„Habet d
sondern
6 Uhr
angefange
Essen au
und um 6
fahren un
13 Tag s
gebracht
und Trink
haben un
was alone
holte sich
St. Wölfg
Die t

eines Hügels zeigen. Wir sind in **Engen**, dem ersten Orte des Hegaus, angelangt.

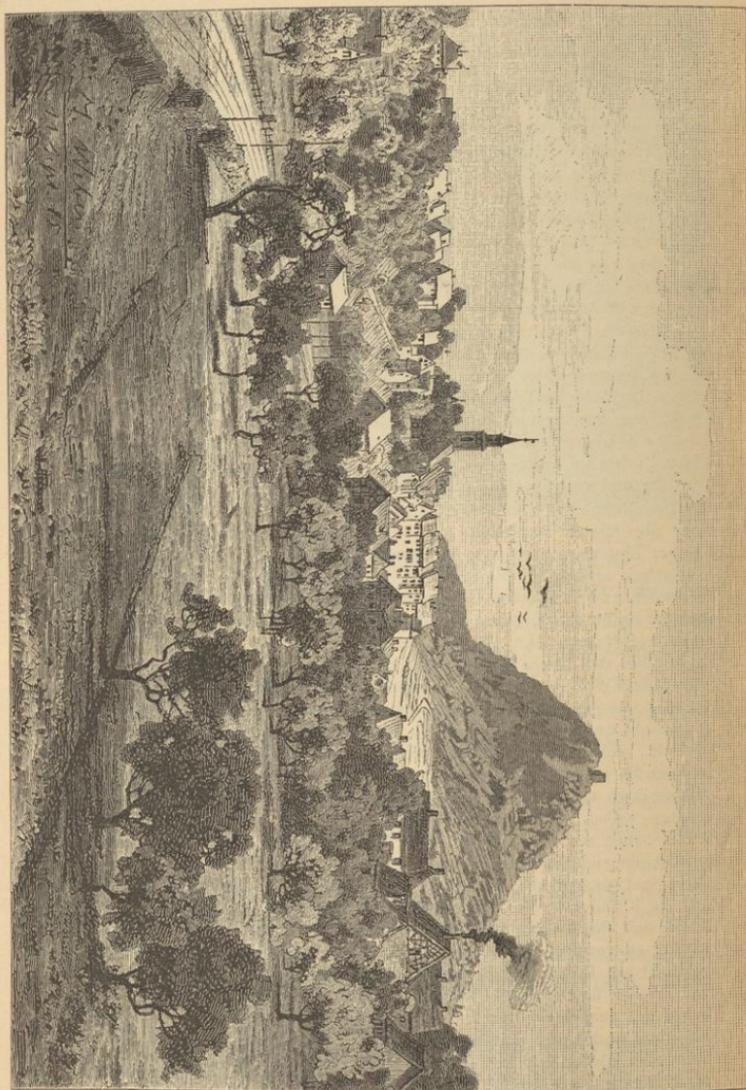
Engen liegt an einer der Passagen, welche in Friedenszeiten Leben und Verkehr bringen, in Kriegsläufen aber zu Stätten soldatischen Uebermuthes und argen Ungemaches werden.

Das von den Rittern von Höwen an Oesterreich, dann an die Grafen von Lupfen, die von Pappenheim und endlich an das Haus Fürstenberg übergegangene Städtchen weiss denn auch vom Kriege zwischen dem schwäbischen Bunde und den Schweizern, vom Bauern- und vom dreissigjährigen und vom Franzosenkriege gar Vieles zu erzählen.

Schon seit dem Jahre 1333 bestand in Engen ein Nonnenkloster, das Klösterlein zu St. Wolfgang. Aus armen Anfängen entstanden, hatte es sich durch Wohlthaten und Vergabungen gehoben. Unglückliche Liebe gab auch hier oft Veranlassung dazu, dass Getäuschte sich in die Einsamkeit der Zelle flüchteten. So das adelige Fräulein Barbara von Hornstein, für welches, ungeschickter Weise, zwei Brüder, Werner und Wolf von Hohenkrähen, in Liebe entbrannten. Die reizende Barbara war barbarisch gegen den jüngern Bruder und bevorzugte den ältern, den sanften Werner, der dann vom ungestümen Wolf erschlagen wurde. Als dieser die Frucht seiner Unthat zu ernten kam, wandte sich Barbara mit Abscheu von ihm, ging hin und vertraute ihr Leben im Kloster zu St. Wolfgang.

Eine Nonne des Klosters, die Schwester Verena, hat ein in treuerzigem Tone abgefasstes Tagebuch über die Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges hinterlassen, welche in unerhörtem Masse Engen trafen. Die gute Klosterfrau erzählt all die Scheusslichkeiten, die von den Württembergern, Schweden und Franzosen begangen wurden, wobei sie Gott mit Herzensinbrunst dafür dankt, „dass von den lieben Mitschwestern keiner an Ehren etwas widerfahren ist.“ Endlich hielten sie's aber nicht mehr aus; sie zogen über den Rhein in die Schweiz, nach St. Katharinenthal bei Diessenhofen, nach Wyl und nach Fischingen. Gar anschaulich beschreibt Schwester Verena, wie sie nach der Rückkehr alles leer getroffen, das Klösterlein ausgeraubt und verwüstet. „Doch standen sechs Jucharten reifer Frucht im Feld, wozu aber die Frau Priorin keine Schnitter bekommen konnte, so dass sie laut weinte.“ Unsere wackere Schwester Verena aber sprach: „Habet doch ein Herz! Wir wollen die Frucht nit im Feld stehen lassen, sondern selbst schneiden und heim thun. So geschah's. Morgens um 6 Uhr haben wir zwei Schwestern, die Klostermagd und ein altes Weib angefangen zu schneiden und um 1 Uhr hat uns die Mueter Priorin das Essen auf dem Kopf gebracht. Dann haben wir die Frucht gesammelt und um 3 Uhr mit dem schwarzen Stier heimgeführt. Die Magd ist gefahren und die Priorin hat den Stier mit einer Gerten gestupft. Das hat 13 Tag so gewährt und an St. Dominikabend haben wir alles ins Kloster gebracht mit Freud und Frieden. Da hat uns die Mueter Priorin in Essen und Trinken desto besser gehalten. Viel Leut haben wir erbarmet, andere haben uns ausgelacht und hat der Herr Amtmann Rainer gesagt, er wolle uns abmalen lassen, dessen zu einem Gedächtniss.“ Das Klösterlein erholte sich wieder und hat fortbestanden bis 1803. Die letzte Nonne von St. Wolfgang starb 1844.

Die badische Schwarzwaldbahn.



Engen mit Hohenhöwen.

Zu L
90. Angu
Oestr
dem Schw
der anfr
denken,
nicht unte
Gar
den kurze
Heinstädt
schiebene
Zunfördn
und zeige
stand hie
„das Flu
auch das
verbote
Wachs für
„Handwer
lung) ein
ohne dass
gethan, z
einer in d
beisamm
eingeht
aufsteht
Genst, ih
Gesellen,
Das Schel
läster kos
10 Schill
stand in E
Rader, we
die „chir
gelegt hat
Hen
Handels-
Fruchtha
ertout.
lesen wir
Ane Sw
Nur
mündung
die von
Säckinge

Zu Engen wurde 1618 auch ein Kapuzinerkloster gestiftet, das den 20. August 1623 eingeweiht wurde und „ist Ertzherzog Leopoldy von Oestreich dabei gewesen.“ Ziemlich schnöd wurden die Kapuziner von dem Schwesternkonvent zu St. Wolfgang behandelt; denn zu dem Pater, der anfragte, was die Nonnen zum Bau des neuen Klosters zu geben gedanken, sprach die Frau Mutter: „Nix. Unsertwegen wird ja der Bau nicht unterbleiben.“

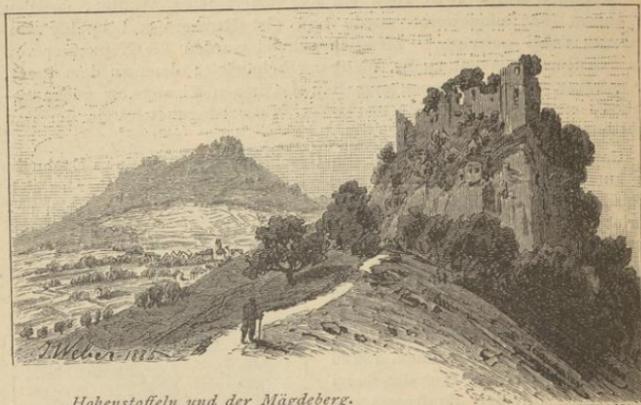
Gar freundliche Bilder bietet die Geschichte des Städtchens Engen in den kurzen Pausen zwischen den Kriegsjahren, während welcher es sich kleinstädtisch gemüthlich entwickelte und ein eng durch Zunftschränken umschriebenes Leben führte. Die alten Zunftordnungen sind noch vorhanden und zeigen, dass die Engener auf Anstand hielten. So war den Bäckern „das Fluchen und Schwören“, wie auch das unzüchtige Reden „scharf“ verboten, bei Strafe von einem Pfund Wachs für die Kirche. Wer sich beim „Handwerk“ (in der Zunftversammlung) einfindet, mit offenem Rock und ohne dass er drei Knöpf obenher zugehan, zahlt 3 Schilling Strafe. Wenn einer in die Stube, wo das Handwerk beisammen ist, ohne anzuklopfen hineingeht und niedersitzt oder auch aufsteht und nicht dabei sagt: „Mit Gunst, ihr ehrlichen Meister und Gesellen,“ zahlt jedesmal 6 Kreuzer. Das Scheltwort Hundsfott oder Bärenhäuter kostete 3 Schilling, der Schelm 10 Schilling. In besonderm Ansehen stand in Engen die ehrsame Zunft der Bader, welche den volltönenden Titel: die „chirurgische Fakultät“ sich beilegt hatte.



Aus Engen.

Heutzutage ist Engen eine belebte Ortschaft mit reger Handels- und Gewerbsthätigkeit, Brauereien, Gerbereien und Fruchthalle. Die alte Pfarrkirche ist in romanischem Style erbaut. Als eine Reminiscenz aus längst vergangenen Tagen lesen wir ob der Kirchthüre im Minnesängertone: „Diz machat Ane Swere (ohne Beschwerde) Rwdolf der Murere“.

Nur eine kurze Strecke trennt uns noch von der Ausmündung der badischen Schwarzwaldbahn in die Hauptbahn, die von Offenburg den weiten Umweg über Freiburg, Basel, Säckingen, Waldshut und Schaffhausen genommen hat, um



Hohenstoffeln und der Mägdeberg.

ans Schwäbische Meer zu gelangen. In wenigen Minuten erreichen wir von Engen aus über **Welschingen**, Mühlhausen und Hohenkrähen die Station Singen, den Knotenpunkt am Fusse des Hohentwiel; was zieht aber nicht in dieser kurzen Zeit an unserm leiblichen und geistigen Auge vorüber! Die Bahn streift so zu sagen den Fuss der imposanten vulkanischen Bergkegel, die als Zeugen einer unvordenklichen Revolution im Erdinnern über die liebliche Fläche des Hegaus emporragen, und von den Felskolossen blickt verfallendes Gemäuer zu Thale, das seinerseits uns von Geschlechtern spricht, welche sich in Zeiten roher Gewalt über das sich demüthig beugende und willenslose Volk emporgehoben und trotzig über dasselbe gewaltet haben. Dieses freundliche Vorland des grossen Sees am Fusse der Alpen ist an geschichtlichen Erinnerungen reicher als alle die Gegenden, durch welche uns die Bahn dahingeführt hat, so reich, dass wir beinahe darauf verzichten müssen, auf dieselben einzugehen, um von ihnen nicht überfluthet zu werden. Da ist Neuhöwen, unweit davon Hohenhöwen, dort die dreitheilige Kuppe des Hohenstoffeln, der Mägdeberg, der Hohenkrähen und, imposanter als alle, der Hohentwiel, der trotzig aus der Ebene emporragt.

des h
Den
der hl
welch
im La
Mäde
A
hindu
aus de
gegen
Gute
nester,
waren
dass e
XV. J
solche
zwischen
genoss
geführt
durch
zürche
sich d
beim
wurde
Burg
zürche
nerisch
erlang
Eidgen
Raubri
in sie
ammar
Gunste
geselle
gewallt

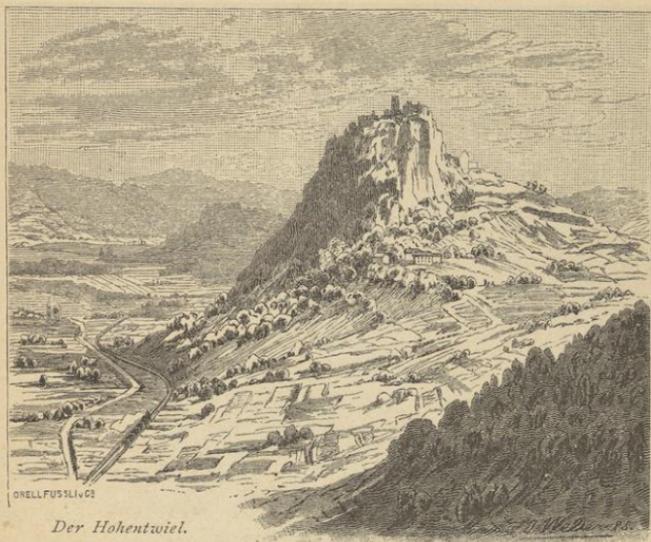
Bei der Station **Mühlhausen** führt die Bahn hart am Fusse des beinahe senkrecht emporsteigenden *Mägdeberges* vorüber. Den unkriegerischen Namen hat nach der Sage dieser Berg der hl. Ursula, der Anführerin der 11,000 Jungfrauen zu danken, welche auf demselben eine Kapelle gestiftet haben soll. Nach im Laufe der Jahrhunderte oft wechselndem Besitze kam der Mägdeberg an die Familie der Grafen von Langenstein.

Auf all' diesen hegauischen Burgen sassen das Mittelalter hindurch wilde, rauflustige Rittergeschlechter. Sie brachen aus denselben ins Land hernieder, das sie, abenteuernd und gegenseitig sich belagernd, durchzogen, um gar oft mit dem Gute Anderer beladen, wieder hinaufzusteigen in ihre Felsenester, auf denen ihnen nicht beizukommen war. So sehr waren diese Burgen als geeignete Zufluchtsstätten bekannt, dass eine derselben, der **Hohenkrähen**, um die Mitte des XV. Jahrhunderts, von der benachbarten Schweiz aus als solche benützt wurde. Während des Bürgerkrieges, der zwischen den Zürichern und den übrigen Ständen der Eidgenossenschaft entbrannt war und mit grosser Hartnäckigkeit geführt wurde, zeichnete sich durch besondern Kriegsmuth, durch Waghalsigkeit und starren Sinn gegen die Feinde die zürcherische Gesellschaft „der Böcke“ aus. Die Böcke hatten sich den ingrimmigen Hass der Gegner zugezogen, so dass beim Friedensschlusse sie nicht in denselben aufgenommen wurden und das Land meiden mussten. Sie erwarben die Burg Hohenkrähen, und weil sie trotz aller Bemühung ihrer zürcherischen Mitbürger und gutgesinnter Männer im gegnerischen Lager ihre Wiederaufnahme in die Heimat nicht erlangen konnten, so belästigten sie von der Burg aus die Eidgenossen auf jede Weise. Es war, als ob der Geist wilden Raubritterthums, der von jeher auf Hohenkrähen gehaust, auch in sie gefahren wäre. Des erbarmte sich der wackere Landammann Fries von Uri, und er bemühte sich vielfach zu ihren Gunsten. Eines Tages that er hiebei die Aeusserung: „Disen gesellen mag nit gehulffen syn, sy fahind (fangen) denn ein gewaltigen uss den Eidgenossen vnd fürrind in hinwäg.“

„Und nit unlang darnach gab es sich,“ so erzählt Bullinger, „dass der vermelt Amman Fryess gen Zürich syner geschäften halben wollt. Der war zu Pfäffikon (am Zürichsee) in ein Schiff gesässen. Und wie das kam etwas ob Meylan warend der Böcken ettlich, die den Ammann verkundschaftet hattend, in zweien Weydlingen (Kähnen) in ihrem Harnisch und geschütz vorhanden vnd sagtend zue denen im Marcktschiff: „Wir begären niemand zuo beleiden. Allein ist der Ammann von Ury under üch, dess begerend wir, dem wir auch kein leid thun, sondern allein an ort und end füren wöllend, da imm alles guotz vnd alle Eer sol bewisen werden. Wo ihr üch aber widersatzen wurdind, so wirt es üwer Leben kosten.“ Der Ammann war ein unerschrockener, dapfferer man; der merkt sich die sach vnd stieg zu inen in irren weidling vnd sprach: „Lieben gesellen, es ist üch guot radten; ich hab aber nitt vermeint, das die sach mich träffen sölle. Farend aber hin vnd sind fromm vnd trüw an mir. Also fürtend sy in uff Hohenkrayen.“

Die List hatte geholffen. Um den Ammann Fries wieder zu bekommen, mussten die Eidgenossen auch die Böcke wieder aufnehmen, und triumphirend zogen diese mit dem Landammann von Uri in Zürich, ihrer geliebten Vaterstadt, ein, wo letzterer sich später niederliess und der Stammvater eines angesehenen Bürgergeschlechtes wurde. Die Gesellschaft der Böcke besteht zur Stunde noch und besitzt unweit des zürcherischen Rathhauses ein stattliches Gesellschaftsgebäude. Allein aus den rauhen, wilden Böcken sind feine, zahme Herren geworden, die, wenn sie von Zeit zu Zeit nach Hohenkrähen ziehen, um ihrer Ahnen zu gedenken, auf dem Schlossgemäuer nicht raue Musketen, sondern schäumende Flaschen erknullen lassen und anstatt wilden Kriegslärm zu erheben, frohe Lieder singen.

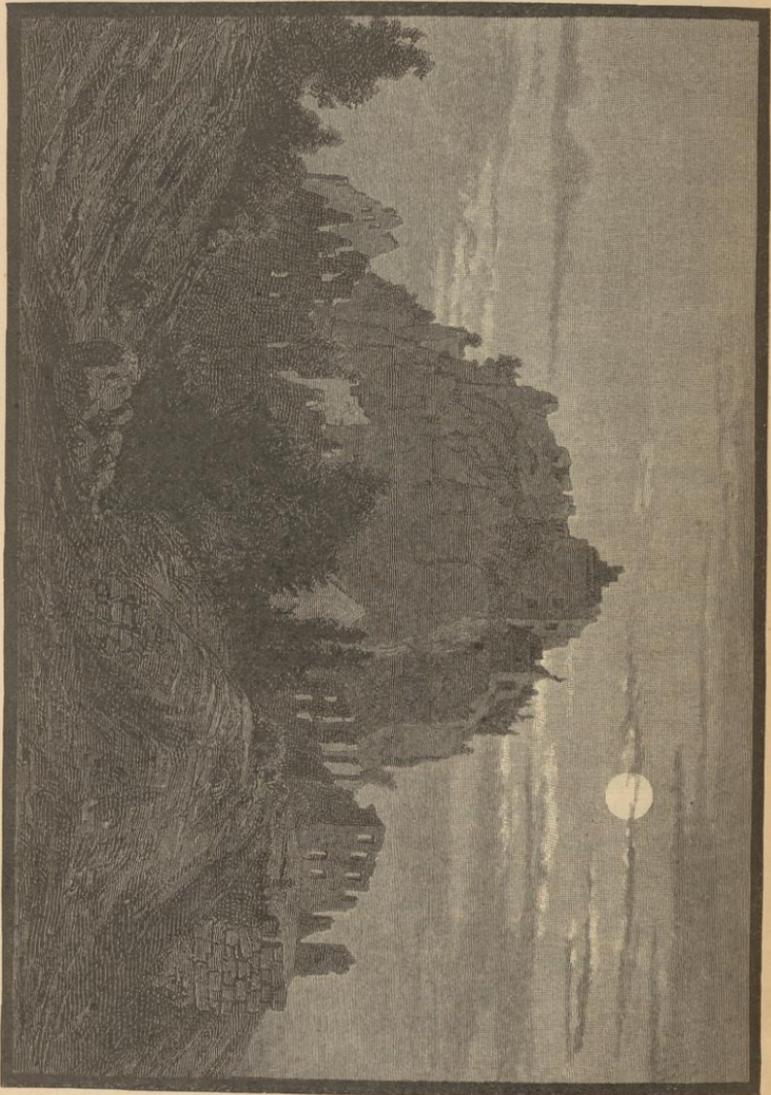
Und nun der **Hohentwiel**, hart am Endziel unserer Reise, wie ragt er, ein Berg ganz selbständiger Art, ein Denkmal längst vergangener und doch für unsere Phantasie erreichbarer Tage, in unsere neue Welt herein! Nachdem auf der langen Fahrt durch die Schwarzwaldberge unser Auge sich



Der Hohentwiel.

gewöhnt hat an den langgestreckten Verlauf, an die Wellenlinien der Bergrücken, an die schmalen, tief eingeschnittenen Thäler, kommen ihm die jäh aus flachem Land aufsteigenden, knapp abgeschlossenen Hegauer Felskolosse, besonders der Hohentwiel, so fremdartig vor, dass er an sie die Frage richten möchte: „Wer seid ihr, was wollt ihr, ihr trotziges Gesellen, welche Macht hat euch hiehergestellt?“ Es ist, als haben sie sich frech herzugedrängt, oder als seien sie einem besondern Schöpfungsplane entsprungen. Und ist dem vielleicht nicht also?

Wenn wir die Gelehrten fragen, so sagen sie uns, dass zur Tertiärzeit hier oftmals gewaltige vulkanische Ausbrüche stattgefunden haben müssen. Aschenregen hatten, wie diese Forscher vermuthen, die Fläche nach und nach mit einer Tuffschicht von Hunderten von Metern zugedeckt. Es folgte, nachdem der Tuff Festigkeit erlangt hatte, der Lavaausbruch. Unmöglich ist's, sich die Auftreibung eines solchen Felsendomes in die freie Luft zu denken; denn eine, wenn auch noch so



Die Burgwunden des Hohenwiel.

zählfi
und
geste
Phono
Lava
erstar
flüssig
Tuffe.
storba
Kern
isolirte
steht.
die Ein
den Al
Aseber
der Fe
den fr
der Er
ecke in
beobac
Vulkan
Gestalt
Tuffe,
hohent
schube
an der
Veränd
zur Gl

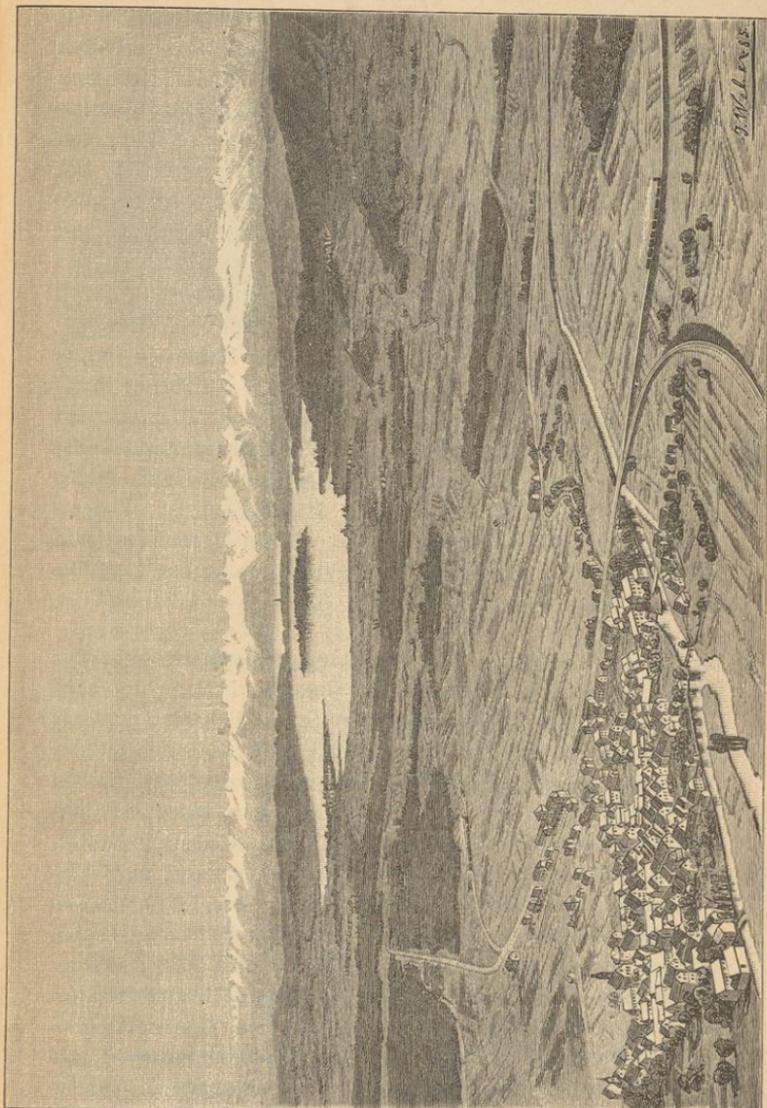
A
Alterth
Die Me
schon
Geräth
auch a
fehlt e

zähflüssige Lava, hätte sich alsbald horizontal ausgebreitet und wäre nicht als isolirter Berg hoch in sich selbst aufgestiegen. Es ist daher die Annahme einer die Spitzen dieser Phonolithberge noch hoch überragenden Tuffmasse, welche die Lava umschloss, sehr nahe gelegt. Im Innern der Tuffasche erstarrte nach dem Erlahmen der vulkanischen Thätigkeit die flüssige Masse, rings umschlossen von den Kraterwänden des Tuffs. Als dann die später erfolgende Erosion den leicht zerstörbaren Tuffaschenmantel entfernte, trat der krystallinische Kern der erstarrten Lava frei zu Tage, je länger je mehr zum isolirten Fels sich gestaltend, wie er heute vor unsern Augen steht. So hatten sich die Vulkankolosse hingestellt. Da brach die Eiszeit herein. Der grosse Rheinthalgletscher rückte aus den Alpen von Süden und Südosten heran. Die vulkanischen Aschenberge wurden zerstreut, bei Seite geschoben, und an der Felsecke des Twiel brach sich der Gletscher nicht ohne den freilich vergeblichen Versuch, den vulkanischen Kegel von der Erdoberfläche wegzufegen. Gerwig will an dieser Südostecke in bedeutender Höhe vom Gletscher geglättete Felswände beobachtet haben. Der Arbeit des Gletschers auf und um den Vulkankegel verdankt der Hohentwiel entschieden seine jetzige Gestalt; die Entfernung des ihn umhüllenden krystallinischen Tuffes, die Blosslegung der Südostwand, die Vertragung kolossaler hohentwielischer Phonolithklötze in der Richtung des Gletscherschubes bis auf 40 *km* Entfernung, bis Riedlingen und Ehingen an der obern Donau, sind hinlängliche Beweise der gewaltigen Veränderung, welche mit der äussern Gestalt des Hohentwiel zur Gletscherzeit vor sich ging.

Aus der Geschichte der Menschen, die seit dem grauen Alterthum auf diesem Fels herumkrabbelten, nur einige Züge. Die Menschen der Pfahlbauzeit müssen die Felshöhe des Twiel schon als Zufluchtsstätte benützt haben, denn Gefässe und Geräthschaften aus jener Zeit wurden daselbst aufgefunden; auch an Ueberbleibseln aus der Kelten- und der Römerzeit fehlt es auf dem Berge und an dessen Fusse nicht. Es

kamen die düstern Zeiten der Völkerwanderung, aus welchen Spuren kriegerischer Umlagerung bis zu uns herdringen. Das Kreuz wurde aufgerichtet, und unter Ludwig dem Frommen sollen sich Mönche auf dem Berge angesiedelt haben. Allein neben den Altar hin trat, wie damals überall, der Krieger mit Schwert und Schild. Blut floss um Missachtung der kaiserlichen Gewalt und um des Gelüstes nach partikularer Selbstherrlichkeit. Der alemannische Graf Erchanger hatte sich zum Herzog ausrufen lassen und büsste nebst Bruder und Neffen mit seinem Haupte. Glücklicher als dieser war Burkhard, ein alemannischer Markgraf in Rhätien, der als Herzog vom Hohentwiel aus herrschte, wie nach ihm mehrere seines Geschlechtes. Nachdem der Twiel Sitz und Besitz verschiedener Dynastien gewesen, je nach der Laune des Glückes und dem Erfolge vorthteilsuchenden Schachers, ging er zur Zeit der Reformation und mitten in den Stürmen des Bauernkrieges in Württemberg's Eigenthum über, und es begann eine böse Zeit, während welcher die Bewohner des umliegenden katholischen Landes mit Beben und Zagen emporschauten zur ketzerischen Burg auf dem Twiel. Als ob der Berg, den einst vulkanische Mächte aus dem Erdengrund emporgehoben hatten, selbst zum Vulkan geworden wäre, brach Unheil aus ihm hervor; sengend und brennend stieg hitziges Kriegsvolk aus der Burg in die Dörfer hernieder, angeführt von dem starren und trotzigkühnen Burghauptmann Konrad Widerhold. Krähen, Mägdeberg, Staufen wurden zerstört. Widerhold erschien wie der Blitz und er verschwand wie derselbe. Er hielt eine Belagerung nach der andern aus und zeigte sich, wenn sie aufgehoben war, kühner als zuvor.

Düstere Erinnerungen aus dem achtzehnten Jahrhundert knüpfen sich an die Kerker gewölbe des Hohentwiel; es schmachteten in demselben der Patriot J. J. Moser, sowie die Offiziere von Knobelsdorf und Rieger und erschütternd ist, was über die Leiden und Qualen besonders des letztern berichtet wird.



Vom Hohentwiel gegen den Bodensee.

Sigm.

Als die Flammen der französischen Revolution auflohten und mit Vorliebe Burgen und Schlösser ergriffen, erfüllten sich auch die Geschicke des Twiel. Was die Menschen Jahrhunderte hindurch auf dem Fels aufgebaut hatten, wurde durch das Machtwort des Generals Vendamme zerstört; den 10. Oktober 1800 begann die Schleifung und war den 1. Mai des Jahres 1801 vollendet. Seit jenen Tagen starrt dort oben düsteres Gemäuer empor, und es wuchert Gras und Gestrüpp zwischen den Trümmern dieser weitläufigsten der süddeutschen Burgen.

Von Singen aus führt der Weg zu dem Meierhofs empor, der in idyllischer Ruhe auf dem Staffel am nördlichen Fusse des Felsens liegt. Ein ländliches Wirthshaus, Pächter- und Beamtenwohnung, in welcher letzterer der hübsche protestantische Betsaal sich befindet, sowie mehrere Oekonomiegebäude bilden hieroben einen stattlichen Weiler. Das Hofgut ist württembergische Staatsdomäne und gehört, wie der ganze Twiel, in den Gemeindebann der Stadt Tuttlingen, jenseits der Jurahöhe an der Donau.

Links am Wege, der zur Burg emporführt, liegt der kleine, ummauerte Friedhof, über dem sich beinahe überhängende, bewaldete Felsmassen aufthürmen. Hier ruht mancher Kriegsmann aus den Widerhold'schen Tagen, und alte, von der Zeit halbverwischte Inschriften deuten mit ihren militärischen Titulaturen darauf hin, dass wir über Gräbern eines Soldatenvölkchens wandeln, das, von der Welt abgeschieden, hieroben hauste und meistens stille, von Zeit zu Zeit aber gar stürmische, kampferfüllte Tage verbrachte. Steil geht es um den Fels herum aufwärts; durch Thore und über Brücken gelangen wir an die Ruinen, die sich am Wege aufreihen und über denen hoch droben auf dem Gipfel anderes, noch weitläufigeres Getrümmer den Berg krönt. Erst auf dem Thurm der ehemaligen Burgkirche, der in den Vierzigerjahren restaurirt und in ein Belvedere umgewandelt wurde, vermögen wir uns empor-



Alpenansicht vom Twiel aus.

zuheben aus dem Gefühle unheimlicher Beklemmung, mit welchem all der Schutt und all der Graus uns erfüllt; denn es breitet sich auf dem Thurme eine Rundschau vor unsern Blicken aus, die zu den schönsten gehört, oder vielleicht die schönste ist, die man von den süddeutschen, den Alpen gegenüberliegenden Höhen genießt. Wir wollen sie nicht zerpfücken und in Namen auflösen; was thun hier Namen, wo unter uns Trümmer einer weitberühmten, stolzen Veste emporstarren, freundliche Dörfer aus dem Grün heraufschimmern, ein See silbern aufblitzt und des Alpengebirges mächtigste und edelgeformteste Kuppen und Hörner am Horizonte in unabherrlicher Reihe im Weiss des Firnschnees erglänzen?

Wenn wir uns von dem herrlichen Schauspiel trennen um zwischen den Ruinen hindurch wieder zu Thale zu schreiten, begeistert ob solch hehrem Genuss, so belebt sich vor unsern Blicken die Oede der alten Burg; es erheben sich die Gemäcker wieder und die hohen Thürme, ein stolzes Frauenbild blickt vom Söller ins Land hinaus, ein schöner junger Mönch steht an ihrer Seite und zu ihnen tritt heran in orientalischem hellem Putze die holde Dienerin Praxedis aus Byzantium. Im Hofe bramarbasirt Herr Spazzo und schwankt dahin voll süßem Weines,

und die Kinder Audifax und Hadumoth flüstern sich in unbewusster Neigung geheimnisvolle Worte zu. Nein, der Hohentwiel ist nicht öde, es lebt darauf ein unsterbliches Volk, das wir alle kennen, alle, vom Meere bis zu den Alpen. Ueber Hadwig und Ekkehard und denen, die um sie waren, vergessen wir alles, was da droben geschehen ist und urkundlich bewiesen werden kann. Gelangweilt legen wir die Bücher der Geschichtsgelehrten bei Seite und greifen nach Viktor Scheffel's liebem Buche. An seine Geschichten glauben wir, an ihnen erbauen wir uns, und lebhaftig stehen sie vor uns, alle die, von denen der Dichter uns so meisterhaft erzählt hat. Und ihnen hat er sich nun beigesellt! Wir können des Twiels Getrümmer nicht durchwandern, ohne seiner zu gedenken. Sticht sein Gewand auch ab von dem, das die Leute seiner Geschichte tragen, wo wir diese vor unsern Blicken sehen, da ist auch er dabei, er gehört zu ihnen, und so lange der Twiel auf die lustig dahinfließende Aach düster herniederschaut, so lange wird mit ihm der Name des Dichters verbunden sein, der ihn vor der Welt verherrlicht hat, des ersten Mannes, dem ein so eigenthümlich heiteres Lächeln um die Lippen spielt.

Unsere Fahrt auf der badischen Schwarzwaldbahn ist vollendet. Auf dem Bahnhof von Singen wimmelt es von reisendem Volk, welches in wenigen Stunden das Dampfross hinführt an den Bodensee, in dem sich das alte Konstanz spiegelt und über den hin fünf Staaten sich friedlich die Hände reichen, nach dem heimeligen Schaffhausen, dem donnernden Rheinfall und über Winterthur und Zürich ins gelobte Land der Touristen, die innere Schweiz mit ihrer grossartigen Alpennatur.

Leb' wohl, du schöner Schwarzwald, du ernstes Hochland an den Quellen der Donau und du, herrlicher Schienenweg mit all deinen wechselnden Bildern von den lieblichen Weinhügeln der Ortenau bis zum Felsgestell der Berge, die stolz über dem Hegau

sich erheben! Ihr bietet eine Fülle von Genüssen, die es wohl werth war, dass der Geist moderner Wissenschaft und technischer Geschicklichkeit sich abmühte, sie der Welt zu erschliessen. Es ist ihm trefflich gelungen, und was er geschaffen, gereicht ihm und dem Staate zu hoher Ehre, der über dem grossen und schönen Werke seinen schützenden Fittig ausgebreitet hat.



Urtheile der Presse
über die
EUROPÄISCHEN WANDERBILDER.

Ueber Land und Meer. Eine ganze Reihe allerliebster Bücher, betitelt: „Europäische Wanderbilder“ veröffentlichen Orell Füssli & Co. in Zürich. Elegante Ausstattung, hübsche Holzschnitte, interessanter Text und billiger Preis machen die Wanderbilder als besonders geeignet zu *Erinnerungsalbums* an Touren, die man gemacht, oder als kleine *Geschenke*, welche die Daheimgebliebenen erfreuen werden. Auch als Reisebegleiter zur bessern Orientirung bei den verschiedenen Fahrten, erweisen sich diese Wanderbilder als praktisch und angenehm. Wir möchten die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese Büchelchen, die gewiss Vielen willkommen sein werden, gelenkt haben.

Daheim. *Verlangen wir nun nach einem guten Führer*, der uns über alles orientirt, was der Fremde oder Kranke wissen will, so verweisen wir ihn auf die „Europäischen Wanderbilder“, welche sehr schön ausgestattet, mit Karten und Abbildungen versehen, im Verlage von ORELL FÜSSLI & Comp. in ZÜRICH erscheinen. Dieselben behandeln einzelne Gegenden sehr ausführlich, sind ungemein billig und stets von solchen Schriftstellern verfasst, die mit der betreffenden Gegend genau vertraut sind.

Württembergische Landeszeitung. Die im Verlag von Orell Füssli & Comp. in Zürich erscheinenden *Europäischen Wanderbilder* verdienen eine allseitige Beachtung und unsere beste Empfehlung. Es sind kleine, reizend ausgestattete Bändchen, von hervorragenden Autoren redigirt und mit vielen künstlerisch ausgestatteten Bildern, Karten und Plänen versehen. Jedes Bändchen enthält für sich abgeschlossen eine Stadt, einen Kurort oder eine touristisch interessante Gegend in einer naturgetreuen und einladenden Schilderung. Bei der grossen Verbreitung dieser Wanderbilder, welche in deutscher, französischer und englischer Sprache erscheinen, wird natürlich für die der Sammlung zu Grunde liegenden Orte ein recht lebhafter Fremdenbesuch herbeigeführt. Von den bisher ausgegebenen Bändchen mussten schon mehr als eine Million Exemplare gedruckt werden, was bei dem billigen Preis wohl begreiflich ist.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Diese kleinen, mit trefflichen Illustrationen fast überreich ausgestatteten und anregend geschriebenen Bücher bilden eine sehr wünschenswerthe Ergänzung für alle Fremdenführer; sie behandeln die bezüglichen abgeschlossenen Teile eines Landes oder einer Stadt, eine Bahnstrecke, eine Sommerfrische etc. mit eingehendster Sorgfalt und sind daher namentlich für diejenigen Reisenden vortheilhaft, welche an einem der betreffenden Punkte einen längern Aufenthalt zu nehmen beabsichtigen.

Globus. Im Verlage von ORELL FÜSSLI & Comp. in ZÜRICH erscheinen unter dem Titel: „Europäische Wanderbilder“ eine Reihe von Beschreibungen von Eisenbahnstrecken, Bergbahnen, Kurorten, Bädern, Städten, Ausflügen, welche sich durch ihre *reiche Ausstattung* mit landschaftlichen Ansichten, Panoramen und kleinen Uebersichtskarten und ihren *billigen Preis* für Touristen und namentlich sedentäre Sommerfrischer sehr empfehlen. Von Männern geschrieben, welche in der betreffenden Gegend dauernd ihren Wohnsitz haben oder doch gründlich zu Hause sind, und je ein enger begrenztes Gebiet umfassend, vermögen die niedlichen Bücher ungleich mehr in die verborgenen Schönheiten und Reize der geschilderten Gegend einzuführen, als die compendiösen Führer von Berlepsch, Baedeker oder Meyer.

Schwäbischer Merkur. Es sind das kleine Monographien, die aber vollständig genügen, die Wanderlust des Lesers zu erregen oder an Ort und Stelle den Wissensdurst der Reisenden zu befriedigen und, heimgekehrt, eine lebendige Erinnerung an Gesehenes und Erlebtes zu bewahren. Die landschaftlichen Standpunkte für die Bilder sind durchweg mit Sachkenntniss gewählt. Die Zeichnung ist vortrefflich und der Schnitt meisterhaft; die grössern Blätter auf Tondruck machen auf das Auge einen wohlthuenden Eindruck.

